1,70 DM / Band 575
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13,-

BASTEI

Neuer Roman

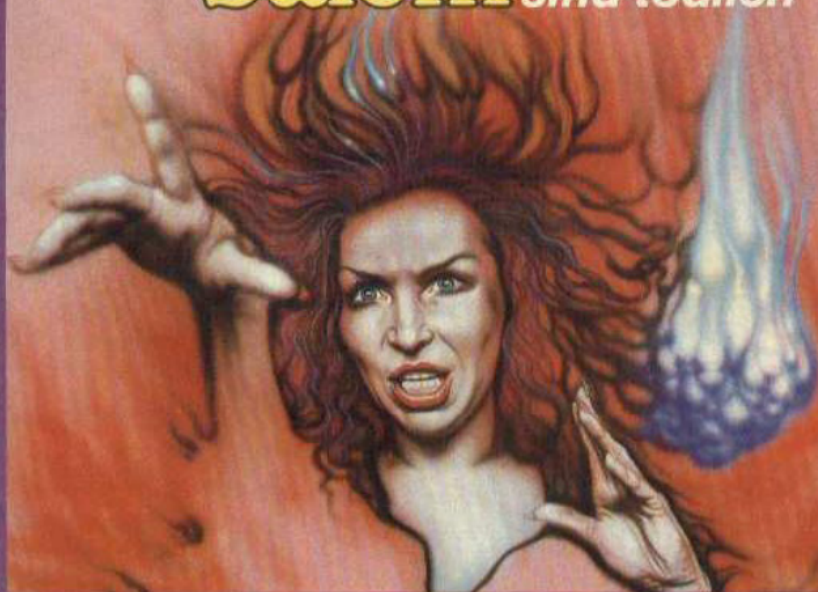
GESPENSTER-KRIMI

Ein Abenteuer mit



Die Hexe von Salem

Ihre Küsse sind tödlich



Belgien F 40 / Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Luxemburg F 40 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



DER HEXER

Eine Epoche, in der das Übersinnliche noch fester Bestandteil des Lebens ist, eine Zeit der Schwarzen Messen und heidnischen Riten. DER HEXER stellt sich gegen die Tyrannen dieser Zeit. Wissen ist seine Macht, Magie seine Waffe ...

Die Hexe von Salem

von Robert Craven

Er rannte um sein Leben. Sie waren hinter ihm, und obwohl er sie nicht sehen oder hören konnte, spürte er ihre Nähe überdeutlich. Sie waren hinter ihm, vielleicht schon vor ihm, irgendwo in der Dunkelheit, die sich wie eine schwarze Wolke über die Straßen gelegt hatte. Dies hier war ihr Revier, und sie kannten jeden Fußbreit Boden, jedes Versteck und jede Abkürzung. Er hatte einen kleinen Vorsprung herausgeholt, aber er machte sich keine Illusionen. Die Burschen hatten ihn offensichtlich für einen tumben Deppen vom Lande gehalten. Einen Bauern, der vor Schrecken erstarrte, wenn er eine

blanke Klinge sah, und nicht einmal auf die Idee kommen würde, sich zur Wehr zu setzen. Aber nachdem er einem von ihnen die Zähne in den Hals geschlagen hatte, würden die drei anderen nicht noch einmal den gleichen Fehler begehen ...

Andrew blieb stehen, sah sich einen Moment gehetzt um und atmete ein paarmal tief durch. Die kalte Luft schmerzte in seiner Kehle, und auf seiner Zunge breitete sich ein übler Geschmack aus. Sein Herz jagte.

Die Straße war noch immer leer. Er hatte fast zwanzig Schritte Vorsprung gehabt, als sich die Burschen von ihrer Überraschung erholt und drei von ihnen zur Verfolgung angesetzt hatten; der vierte war vermutlich immer noch damit beschäftigt, Zähne zu spucken und sich auf dem Straßenpflaster zu krümmen. Aber zwanzig Schritte waren ein Nichts. Die Gegend, in die er sich verirrt hatte, war eine der weniger vornehmen Londons. Genauer gesagt, dachte Andrew düster, war es eines jener Viertel, das man nach Dunkelwerden besser mied. Aber er hatte ja nicht hören können, verdammter Narr, der er war.

Verdammt, wenn es den Burschen nur um sein Geld gegangen wäre! Die lumpigen dreiundzwanzig Pfund, die sich im Augenblick in seiner Brieftasche befanden, hätte er ihnen gerne überlassen. Aber irgend etwas in ihrem Blick, etwas, das er in ihren Gesichtern gelesen hatte, als sie urplötzlich aus den Schatten auftauchten und ihn umringten, hatte ihm gesagt, daß sie mehr wollten. Sicher, das Geld auch, aber nicht nur. Die vier wollten Blut sehen. Es waren genau die Typen, vor denen ihn Dingman gewarnt hatte: Verrückte, die einen Menschen nur so zum Zeitvertreib zusammenschlugen. Und vielleicht töteten.

Ein leises Kollern drang in seine Gedanken. Das Geräusch riß ihn abrupt in die Wirklichkeit zurück. Andrew fuhr herum und starrte aus mißtrauisch zusammengepreßten Augen in die Dunkelheit zurück. Die Straße lag leer und einsam vor ihm; es fiel ihm beinahe schwer, zu glauben, daß er sich wirklich in der größten Stadt der britischen Inseln befand; einer Stadt mit mehr als einer Million Einwohner und hellen, lichterfüllten Straßen, in denen das Leben auch während der Nacht nicht aufhörte zu pulsieren. Aber dies war ein anderes London, eines, dessen Gesicht ein Außenstehender selten zu sehen bekam.

Und er wußte jetzt auch, warum.

Andrew drehte sich einmal um seine Achse, schluckte den bitteren Knoten, der sich in seiner Kehle gebildet hatte, herunter, und ging mit erzwungen langsamen Schritten weiter. Irgendwo vor ihm war Licht, aber es war nur eine Straßenlaterne, die mit ihrem Schein eine Insel trübgelber Helligkeit in der Nacht schuf. Er war mindestens eine Meile von den belebteren Gegenden der Stadt entfernt. Zu weit.

Wieder hörte er dieses leise, kollernde Geräusch. Ein eisiger Schauder jagte seinen Rücken hinab. Eine neue, körperlose Angst kroch in sein Bewußtsein. Für einen Moment wünschte er sich fast, die Schatten seiner Verfolger hinter der nächsten Straßenecke auftauchen zu sehen.

Er ging weiter, erreichte eine Straßenkreuzung und blieb einen Moment lang unschlüssig stehen. Zwei Schritte neben ihm blockierte ein halb mannshoher Stapel überquellender Abfalltonnen, Kisten und vom Regen halb aufgeweichter Kartons den Weg. Links und rechts erstreckte sich die Straße leer und schwarz wie eine Schlucht, weiter geradeaus gab es ein paar Laternen, und – er war nicht sicher, aber er glaubte es wenigstens – hinter den geschlossenen Läden eines Hauses schien gelbes Gaslicht zu leuchten. Vielleicht fand er dort Hilfe.

Andrew zögerte einen Moment, trat dann an den Abfallhaufen heran und riß mit einer entschlossenen Bewegung ein loses Brett von einer

Kiste. Gegen die Klappmesser der drei Burschen eine jämmerliche Waffe. Aber wenigstens würde er nicht mehr mit leeren Händen dastehen, wenn er sich verteidigen mußte.

Der Mann stand wie aus dem Boden gewachsen hinter ihm, als er sich herumdrehte.

Es war einer der drei, die ihn verfolgt hatten – und er hatte aus dem Schicksal seines Kumpanen gelernt. Das Springmesser in seiner Hand zuckte wie eine angreifende Schlange vor. Andrew drehte sich mit einer verzweifelten Bewegung zur Seite, konnte dem Hieb aber nicht mehr ganz ausweichen. Die scharfe Klinge zerschnitt seine Weste und das Hemd, ritzte seine Haut und hinterließ einen langen, blutigen Kratzer auf seinem Leib. Andrew schrie vor Schmerz und Überraschung auf, strauchelte und verlor auf dem schlüpfrigen Boden das Gleichgewicht. Er fiel, versuchte sich zur Seite zu rollen und gleichzeitig mit seiner Latte nach dem Angreifer zu schlagen, aber der Bursche war viel zu schnell für ihn.

Mit einer raschen Bewegung wich er dem Hieb aus, sprang gleich darauf wieder vor und trat ihm das Kistenbrett aus der Hand. Andrew wurde abermals zurückgeschleudert. Sein Hinterkopf prallte gegen etwas Hartes, und für einen Moment drohte er das Bewußtsein zu verlieren.

Als sich die schwarzen Schleier vor seinen Augen lichteten, stand der Bursche breitbeinig über ihm. Das Messer in seiner Hand blitzte im schwachen Widerschein der Gaslaterne, und auf seinem Gesicht lag ein häßliches Grinsen.

»So, du Dreckskerl«, sagte er. Seine Stimme bebte vor Wut. »Jetzt machen wir dich fertig.«

Andrew versuchte sich aufzurichten, wurde aber sofort zurückgestoßen. »Was ... was wollen Sie von mir?« fragte er.

Der Bursche lachte häßlich. »Was ich von dir will? Nichts. Aber ich glaube, Freddy hat ein paar Wörtchen mit dir zu reden.«

Freddy mußte der sein, den er niedergeschlagen hatte, dachte Andrew. Innerlich verfluchte er sich selbst. Verdammt, warum hatte er ihnen nicht seine Brieftasche gegeben und stillgehalten? Wahrscheinlich hätten sie ihn verprügelt und dann liegengelassen.

Jetzt würden sie ihn umbringen.

»Ich … ich habe Geld«, sagte er stockend. Seine Zunge huschte wie ein kleines nervöses Wesen über seine Lippen. Verzweifelt sah er sich nach einem Fluchtweg um. Aber es gab keinen. Und der Bursche war gewarnt und würde sich kein zweites Mal überrumpeln lassen. Andrew zweifelte keine Sekunde daran, daß er sein Messer zwischen den Rippen spüren würde, wenn er auch nur versuchte, aufzustehen.

»Geld?« wiederholte der Bursche. In seinen Augen blitzte es gierig auf.

Andrew nickte, griff in seine Brusttasche und zog seine Geldbörse hervor. Der Bursche riß sie ihm aus der Hand und steckte sie ein, ohne auch nur hineinzusehen. Das Lächeln auf seinen Zügen wurde breiter.

»Aber das nutzt dir auch nichts, Kleiner«, sagte er böse.

»Ich … ich habe noch mehr«, stammelte Andrew. Die Angst schnürte ihm die Kehle zu. Sein Herz hämmerte, als wolle es zerspringen. »Im Hotel. Ich …«

»Sinnlos, Kleiner«, sagte der Bursche. »Gleich ist Freddy hier, und ich glaube, der will was ganz anderes von dir als Geld. Du –«

Er sprach den Satz nicht zu Ende.

Wie aus dem Boden gewachsen erschien eine schwarze, breitschultrige Gestalt hinter ihm. Etwas Dunkles, Schweres zischte durch die Luft, traf den Hinterkopf des Straßenräubers und ließ ihn mit einem erstickten Keuchen nach vorne kippen. Es ging alles so schnell, daß Andrew gar nicht richtig mitbekam, was überhaupt geschah.

Eine harte, schwielige Hand zerrte ihn auf die Füße. »Schnell«, sagte eine Stimme. »Wir müssen weg hier, ehe die anderen da sind.«

Verwirrt stolperte Andrew hinter seinem Retter her. Das Gesicht des Mannes war hinter einem tief in die Stirn gezogenen Hut verborgen, und das Schwarz seiner Kleidung schien selbst das bißchen Licht, das die Straße in ein Durcheinander von Grautönen und Schatten tauchte, aufzusaugen. Aber als er ihn hochgezogen hatte, hatte er gespürt, wie stark er war.

Am Ende der Straße stand eine zweispännige Kutsche. Sein Retter deutete stumm auf die offenstehende Tür, schwang sich ohne einen weiteren Laut auf den Bock und griff nach seiner Peitsche. Andrew griff mit zitternden Fingern nach der Tür, zog sich mit einer letzten Kraftanstrengung hoch und warf sich gebückt in das Fahrzeug.

Die Kutsche fuhr los, noch ehe er die Tür vollends hinter sich zugezogen hatte.

** *

»Sind Sie völlig sicher, daß das die richtige Adresse ist?« Die Stimme des Kutschers sagte eine ganze Menge mehr als seine Worte, und als ich mich vorbeugte und den schmuddeligen Vorhang, der verhinderte, daß man von außen in den Zweispänner hineinsehen konnte, beiseite schob, verstand ich ihn um einiges besser als vorhin, als ich ihm die Adresse genannt und ein zweifelndes Stirnrunzeln als Antwort bekommen hatte.

»Wenn das hier die Pension WESTMINSTER ist, dann ja«, antwortete ich zögernd.

Der Kutscher nickte. Er war ein großer, vierschrötiger Kerl, der in der schwarzen Kutscherlivree eher lächerlich wirkte, aber er hatte ein gutes Gesicht und offene Augen. Ich gebe viel um Augen. Gesichter können täuschen; Augen nicht. »Das ist sie. Und Sie sind sicher, Sir, daß Ihr Freund hier wohnt?«

»Gibt es vielleicht noch eine Pension WESTMINSTER?« fragte ich unsicher.

Der Kutscher schüttelte den Kopf, schob seinen schwarzen Zylinder in den Nacken und kratzte sich mit der Linken am Schädel. »Nein«, sagte er. »Es gibt ein Hotel gleichen Namens, drüben im Westen, aber sonst ...« Er zuckte mit den Achseln und zog eine Grimasse, die mehr als alle Worte aussagte.

Ich versuchte erneut zu lächeln, aber es gelang mir nicht wirklich. Was das Hotel WESTMINSTER anging – dort war ich schon gewesen, vor drei Tagen, gleich nach meiner Ankunft in London. Ich hatte sogar ein Zimmer dort, obwohl ich mir im Grunde ein so feudales und kostspieliges Etablissement gar nicht leisten konnte.

Nur Howard, den geheimnisvollen Howard, zu dem mich mein Vater geschickt hatte, hatte ich im WESTMINSTER nicht gefunden. Während der letzten drei Tage hatte ich praktisch nichts anderes getan, als nach ihm zu suchen.

Wenigstens hatte ich es versucht. Aber einen Mann, von dem man nichts als den wahrlich nicht originellen Namen Howard kannte, in einer Millionenstadt wie London finden zu wollen, war ein Unterfangen, das dicht an Wahnsinn grenzte. Ich war nahe daran

gewesen, aufzugeben, als ich endlich von einem der stets hilfsbereiten Londoner Bobbys erfuhr, daß es außer dem Hotel WESTMINSTER auch noch diese Pension gleichen Namens gab.

Allerdings hörten die Ähnlichkeiten wirklich mit dem letzten Buchstaben des Namens auf. Die Pension lag in einer Straße, die selbst in den New Yorker Slums, in denen ich vor einem halben Jahr noch gelebt hatte, als schäbig gegolten hätte.

Von den zwei Dutzend Gaslaternen, die die schmale, kopfsteingepflasterte Straße säumten, brannte nicht einmal ein Viertel. Und das, was ihr trüber Schein aus der Dunkelheit riß, war auch nicht gerade erhebend. Überall lagen Abfälle und Unrat, und die dunklen Umrisse überquellender Abfalltonnen hoben sich schwach gegen die nackten Ziegelsteinmauern der Häuser ab. Die wenigen Fenster, die ich sehen konnte, waren ausnahmslos mit Läden verschlossen oder schlicht und einfach vernagelt, und ab und zu sah man ein rasches Huschen oder hörte ein Quieken und das Trappeln winziger harter Pfoten. Ratten. Die einzigen Lebewesen, die sich in einer Gegend wie dieser nach Dunkelwerden noch auf die Straße wagten. Selbst hier in der Kutsche roch es bereits durchdringend nach Fäulnis und Abfällen, obwohl wir erst seit wenigen Augenblicken am Straßenrand standen.

Und was die Pension betraf ... erkenntlich war sie nur an einem handgemalten, lieblos angenageltem Schild und einer trüben Gaslampe mit gesprungenem Schirm über der Tür. Auch ihre Fenster waren verschlossen, und nur durch die Ritzen eines Ladens schimmerte Licht.

»Vielleicht warten Sie einen Moment hier«, sagte ich, während ich die Tür der Kutsche öffnete und ausstieg. »Wenn ich in zehn Minuten nicht zurück bin, können Sie fahren.« Ich griff in die Weste, nahm eine zusammengerollte Fünf-Pfund-Note heraus und hielt sie dem Kutscher hin, aber zu meiner Überraschung schüttelte der Mann nur den Kopf.

»Tut mir leid, Sir«, sagte er. »Die Fahrt hierher kostet ein Pfund, und sobald Sie dort drinnen sind« – er deutete auf die zerschrammte Tür der Pension – »verschwinden meine alte Beth und ich von hier. Wir sind nämlich nicht lebensmüde, wissen Sie?«

Ich seufzte enttäuscht, versuchte aber nicht noch einmal, ihn zum Warten zu überreden, sondern reichte ihm schweigend ein Pfund und ging rasch auf das Haus zu. Ich konnte den Mann nur zu gut verstehen. Vor ihm hatten sich drei andere Kutscher glatt geweigert, mich überhaupt hierher zu fahren.

Trotzdem ertappte ich mich dabei, nervös nach dem Stockdegen zu greifen, den ich unter dem Mantel trug. Ich spürte einfach, daß ich nicht allein auf der Straße war. Immerhin hatte ich lange genug in einer Gegend wie dieser gelebt, um einfach zu wissen, wann ich beobachtet wurde.

Meine Hände zitterten leicht, als ich anklopfte. Die Schläge hallten dumpf durch das Haus, und ich konnte hören, wie irgendwo im Inneren des Hauses eine Tür aufgestoßen wurde und schlurfende Schritte näherkamen.

Ich drehte mich halb um und bedeutete dem Kutscher mit Gesten, noch einen Moment zu warten. Der Mann nickte und begann nervös mit seiner Peitsche zu spielen. Auf der anderen Seite der Straße bewegten sich Schatten.

Die Tür wurde lautstark entriegelt, öffnete sich jedoch nur wenige Zentimeter, ehe sie von einer vorgelegten Kette gesperrt wurde. Ein paar dunkler, noch halb vom Schlaf verschleierter Augen blickten mißtrauisch zu mir heraus. »Wat gibt's?«

Die Begrüßung war nicht gerade freundlich, aber ich schluckte die scharfe Entgegnung, die mir auf der Zunge lag, herunter, trat höflich einen halben Schritt zurück und deutete eine Verbeugung an. »Guten Abend, Sir«, sagte ich steif. »Ich ... suche einen Ihrer Gäste. Wenn Sie vielleicht so freundlich wären –«

»Bin ich nich«, unterbrach mich der andere. »Wissense überhaupt, wie späts is?«

»Kurz nach Mitternacht«, antwortete ich automatisch. »Aber mein Anliegen ist wichtig.«

Mein unfreundliches Gegenüber seufzte, verdrehte die Augen und wollte die Tür ins Schloß werfen – aber ich hatte mittlerweile den Fuß im Spalt, und die straff gespannte Kette hinderte ihn auch daran, die Tür noch weiter zu öffnen, um etwa hinauszukommen und handgreiflich zu werden. Der Typ dazu war er.

»Also gut«, murmelte er schließlich. »Mit wem wollense sprechn?«

»Mit Howard«, antwortete ich. »Einem Ihrer Gäste. Vielleicht wären Sie so nett –«

»Howard? Hier gibts kein Howard«, behauptete der andere. »Hier hats auch nie ein gegeben.«

Das war gelogen. Ich spürte es im gleichen Moment, in dem er die Worte aussprach. Ich habe schon immer gewußt, wenn mich jemand belügt.

»Das ist nicht wahr«, sagte ich ruhig. »Warum ersparen Sie sich und mir nicht unnötigen Ärger und holen Howard herunter?«

Im Gesicht meines Gegenübers zuckte es. Ich konnte im schlechten Licht nicht sehr viel von seinen Zügen erkennen, aber was ich sah, gefiel mir gar nicht. Eine halbe Minute lang musterte er mich durchdringend von Kopf bis Fuß, aber ich ließ ihm keine Zeit, sich irgendwelche neuen Ausreden auszudenken.

»Ich will Ihnen wirklich keinen Ärger machen, Sir«, sagte ich, noch immer freundlich, aber in hörbar schärferem Ton als bisher. »Mister Howard und ich sind sogar gute Freunde, auch wenn er mich noch gar nicht kennt. Aber ich kann natürlich auch in meine Kutsche steigen und in einer halben Stunde mit der Polizei wieder zurückkommen, wenn Ihnen das lieber ist.«

Es war ein Schuß ins Blaue, aber er traf. Der andere erschrak sichtlich, sah mich mit einer Mischung aus neu erwachtem Respekt und schierer Mordlust an und schürzte die Lippen. »In Ordnung, Mister Oberschlau«, knurrte er. »Nemse den Fuß ausser Tür. Ich mach auf.«

Ich sah ihn einen Moment scharf an, nickte knapp und trat wieder zurück. Die Tür krachte unnötig hart ins Schloß, und eine halbe Sekunde später hörte ich ihn mit der Kette hantieren. Die Tür schwang erneut auf und gewährte mir einen Blick auf einen düsteren, nur von einer einzigen, halb heruntergebrannten Kerze erleuchteten Korridor. Ich erschrak ein wenig, als ich sah, wie groß und breitschultrig der Kerl war, mit dem ich bisher geredet hatte. Er war ungefähr eine halbe Handspanne kleiner als ich, aber gut doppelt so breit und von der untersetzten, massigen Art, die Muskeln verriet, wo bei anderen Leuten vom gleichen Gewicht Fett war. Sein Gesicht wirkte noch immer verschleiert – offensichtlich hatte ich ihn aus dem tiefsten Schlaf gerissen – und die Hängebacken, die leicht vorstehende Oberlippe und die schweren Tränensäcke unter den Augen gaben ihm etwas von einer mißgelaunten Bulldogge. Hätte ich ihn gleich richtig gesehen, hätte ich wahrscheinlich einen etwas weniger dreisten Ton angeschlagen.

Aber dann hätte er mich wahrscheinlich auch nicht hereingelassen.

Rasch trat ich an ihm vorbei in den Flur, drehte mich herum und

winkte dem Kutscher zu. Der Mann tippte kurz an die Krempe seines schwarzen Zylinders, ließ seine Peitsche knallen und fuhr los.

Der Türsteher blickte der Kutsche nach, bis sie in der Nacht verschwunden war, schüttelte den Kopf und knallte die Tür zu. »Das war nich so klug«, sagte er, »den Wagen wegzuschicken.«

Die Art, in der er die Worte aussprach, gefiel mir nicht; ebenso wie die Art, in der er mich ansah. Beides hatte etwas Drohendes.

Ich versuchte, seinem Blick standzuhalten und möglichst gelassen auszusehen, aber es gelang mir nicht sehr gut.

»Warum?«

»Weil ich nich glaub, daß H. P. Sie empfangn wird.«

»H. P.«

»Howard«, knurrte mein Gegenüber. »Wennse schon mitten in der Nacht herkommen, um mit ihm zu reden, sollten Se wenigstens sein Namen wissen, findense nich?« Ein mißtrauisches Funkern erschien in seinen Augen. »Wat wollnse überhaupt vonnem?«

»Ich glaube nicht, daß Sie das etwas angeht«, erwiderte ich steif. Ich trat zurück, nahm den Hut ab und deutete eine Verbeugung an – ohne ihn dabei auch nur einen Moment aus den Augen zu lassen. »Mein Name ist Craven«, sagte ich. »Robert Craven. Bitte melden Sie mich Mister Howard – und sagen Sie ihm, daß ich Grüße von seinem Freund Andara bringe. Ich bin sicher, er wird mich empfangen.«

Wieder blickte mich der andere eine Sekunde zweifelnd an, als brauche er so lange, um meine Worte zu verarbeiten, dann zuckte er mit den Achseln.

»Meinetwegn«, nuschelte er. »Aber wundernse sich nich, wenner nich kommt. H. P. kriegt so gut wie nie Besuch.« Er schüttelte den Kopf, legte umständlich die Kette wieder vor, drehte sich um und schlurfte vor mir den Gang hinab. An seinem Ende befand sich eine zweiteilige, nur halb geschlossene Tür, durch deren Ritzen warmes rotes Licht schimmerte. Mein seltsamer Führer stieß einen der Türflügel vollends auf, deutete eine einladende Geste in den dahinterliegenden Raum an und drehte sich gleichzeitig um. Direkt neben der Tür führte eine Treppe in die oberen Stockwerke des Hauses hinauf.

»Wartense hier«, sagte er unfreundlich. »Ich geh H. P. fragen.«

Ich sah ihm kopfschüttelnd nach, wandte mich aber nach einem Moment gehorsam um und trat in den Raum, den er mir angewiesen hatte. Erneut ertappte ich meine Hand dabei, wie sie nervös über den Griff des Stockdegens strich, den ich unter meinem Umhang verborgen hatte. Auch wenn ich es selbst nicht zugeben wollte – aber dieses heruntergekommene Haus und sein seltsamer Türwächter flößten mir Unbehagen ein, ja, beinahe schon Furcht. Es war etwas schwer in Worte zu fassendes, Düsteres, Bedrohliches an diesem alten Gemäuer.

Der Raum, in dem ich war, schien eine Mischung aus Bibliothek und Salon zu sein. Eine Wand wurde ganz von einem deckenhohen, bis zum Bersten gefüllten Bücherregal eingenommen, die beiden anderen wurden von einem gewaltigen, marmornen Kamin und einem nicht minder gewaltigen Tisch, der von einem halben Dutzend kostbarer Stühle flankiert wurde, beherrscht. Der Raum war wesentlich eleganter – und auch sauberer

– als ich erwartet hatte. Und trotzdem verstärkte sich der Eindruck, den ich von diesem Gebäude hatte, noch. Es war irgendwie … düster.

Ich blieb einen Moment unschlüssig unter der Tür stehen, sah mich um und trat schließlich zum Kamin. Die Flammen brannten hoch und erfüllten den Raum gleichermaßen mit Licht wie behaglicher Wärme. Ich legte meinen Mantel ab, ging vor dem Kamin in die Hocke und hielt die Hände über die Flamme. Meine Finger prickelten vor Kälte, aber das war wohl etwas, woran ich mich gewöhnen mußte. Zu Hause in New York hätte ich zu dieser Jahreszeit unter freiem Himmel übernachten können; hier in London mit seinem Nebel und seinem berüchtigten Klima wurde es selbst im Hochsommer nach Dunkelwerden empfindlich kalt.

Nach einer Weile hörte ich Schritte. Ich richtete mich wieder auf und wandte mich um, aber zu meiner Enttäuschung erschien nicht Howard, sondern wieder das Bulldoggengesicht unter der Tür.

»H. P. kommt gleich«, knurrte er unfreundlich. »Sie sollens sichn bißchen bequem machen, bisser da is.« Er schlurfte an mir vorüber, öffnete einen Schrank und nahm zwei Gläser und eine geschliffene Glaskaraffe hervor. Mit einer Kopfbewegung dirigierte er mich zum Tisch, schenkte eines der Gläser voll und stellte das andere umgedreht auf den Tisch.

»Ich geh dann«, nuschelte er. »Er wird gleich kommn’. Wennse was brauchn, dann rufnse mich.« Ohne eine Antwort abzuwarten, schlurfte er zur Tür, warf sie hinter sich ins Schloß und polterte lautstark die

Treppe hinauf. Ich sah ihm kopfschüttelnd nach, griff nach dem Glas, das er mir eingeschenkt hatte, und nippte vorsichtig daran.

Die rote Flüssigkeit darin war Sherry, ein ganz ausgezeichneter Sherry sogar. Kein Getränk, das man in einem Haus wie diesem anzutreffen erwartete.

Ich leerte das Glas, stellte es behutsam auf den Tisch zurück und stand auf, um mich gründlicher umzusehen.

Die Bücher auf den Regalbrettern erregten meine besondere Neugier. Ich hatte mich nie sonderlich für Bücher interessiert, aber seit ich vor einem halben Jahr meinen Vater wiedergefunden hatte – ohne dies indes damals schon zu ahnen – hatte sich ohnehin viel in meinem Leben geändert. Wenn nicht alles.

Ich kam nicht dazu, die Bände genauer in Augenschein zu nehmen. Ich war kaum an das Regal herangetreten und hatte einen der Bände zur Hand genommen, als die Tür hinter meinem Rücken erneut geöffnet wurde und ich Schritte hörte. Mit einer fast schuldbewußten Bewegung wandte ich mich um und sah dem Neuankömmling entgegen.

Es war ein Mann. Er mochte etwa vierzig Jahre alt sein

– vielleicht etwas jünger – war schlank und hatte ein schmales, beinahe asketisch geschnittenes Gesicht. Sein Haaransatz war im Laufe der Jahre vor dem Ansturm zweier mächtiger Geheimratsecken zurückgewichen, und auf seinen Wangen lagen Schatten, als hätte er eine schwere Krankheit hinter sich. Sein Mund war klein und spitz, und er hatte schlanke, nervöse Hände, die niemals wirklich ruhig zu sein schienen.

Sekundenlang musterten wir uns gegenseitig, und das Ergebnis unserer Betrachtungen schien uns beiden nicht zu gefallen.

Howard war schließlich der erste, der das Schweigen brach. Er räusperte sich, drückte die Tür hinter sich mit einer heftigen, fast übertrieben schnellen Geste ins Schloß und kam mit raschen Schritten auf mich zu. Später sollte ich noch merken, daß alles, was er tat, schnell und übertrieben heftig geschah. Jetzt verwirrte mich seine scheinbar sinnlose Hast.

Zwei Schritte vor mir blieb er stehen, musterte mich noch einmal und deutete mit einer knappen Geste auf den Tisch, an dem ich zuvor schon gesessen hatte. »Nehmen Sie Platz, junger Mann«, sagte er

abgehackt. »Es redet sich besser im Sitzen.«

Ich wollte widersprechen, aber irgend etwas hielt mich davon ab. Howard war auf schwer zu beschreibende Art wie das Haus, in dem er lebte: unheimlich und düster.

»Rowlf sagte mir, Sie hätten den Namen meines alten Freundes Roderick Andara erwähnt«, begann Howard, nachdem er sein Glas herumgedreht und sich eingeschenkt hatte, ohne allerdings zu trinken.

»Rowlf?«

»Mein dienstbarer Geist, ja«, nickte Howard. »Er führt das Haus, holt ein, wimmelt lästige Besucher ab« – er lächelte flüchtig, wobei seine Augen jedoch völlig kalt blieben – »und tut auch sonst alles für mich. Ich wüßte wirklich nicht, was ich ohne ihn täte.« Er seufzte, lehnte sich zurück und starrte mich durchdringend an. »Aber wir kommen vom Thema ab, Mister ... wie war doch gleich Ihr Name?«

»Craven«, antwortete ich. »Robert Craven.«

»Craven? Robert Craven?« Die Art, in der Howard meinen Namen aussprach, sagte mir mit aller Deutlichkeit, daß er ihn hier und jetzt nicht zum ersten Mal hörte.

Ich nickte. »Ich sehe, mein Vater hat Ihnen schon von mir erzählt«, sagte ich. »Das erleichtert die Angelegenheit erheblich.«

Howard nickte. Von seiner kühlen, herablassenden Art war nichts mehr geblieben. Er wirkte verstört; ein Mann, der gründlich aus dem Konzept gebracht worden war und jetzt nicht wußte, wie er reagieren muß. »Sie wissen, daß ... daß Andara Ihr Vater ist?«

»Ich weiß es. Und ich weiß auch, daß man ihn drüben in den Staaten den Hexer nannte.«

In seinen Augen blitzte es auf. »Nannte? Wie meinen Sie das?«

Diesmal dauerte es einen Moment, bevor ich antwortete. Es war fast sieben Wochen her, und ich war bisher der Meinung gewesen, darüber hinweg zu sein, aber so ganz stimmte das nicht. Meine Stimme bebte, als ich – ohne ihn anzusehen – antwortete.

»Mein Vater ist ... ist tot, Mister Howard. Er starb auf der Überfahrt von den Vereinigten Staaten hierher, und seine letzten Worte waren: Geh zu Howard. Es war nicht leicht, Sie zu finden.«

»Tot?« Howard wirkte erschüttert. »Er ist tot, sagst du?«

Ich nickte. Einen kleinen Moment lang war ich ernsthaft in Versuchung, ihm von meiner Begegnung mit seinem ... ja, was eigentlich? Seinem Geist? – zu erzählen, tat es aber dann doch nicht. Jetzt, als alles vorbei war, kam mir die Erinnerung daran immer unwirklicher vor. Und ich wußte von Howard nicht viel mehr als seinen Namen. Die Erfahrung hatte mich gelehrt, Fremden gegenüber vorsichtig zu sein, und so beließ ich es bei diesem stummen Nicken.

»Wie ... ist er gestorben?« fragte Howard.

»Das ist eine lange Geschichte«, antwortete ich ausweichend. »Und ich weiß nicht, ob –«

»Ob du Sie mir erzählen kannst?« Howard lächelte, wurde aber sofort wieder ernst. »Du kannst es, Junge. Dein Vater und ich waren mehr als nur Freunde, glaube mir. Ich weiß alles. Alles über Jerusalems Lot, über den Fluch der Hexen und die Big Old Ones.« Er lächelte, als er meinen überraschten Gesichtsausdruck sah. »Hast du dich nie gefragt, woher dein Vater sein Wissen über sie hat, Robert? Das meiste hat er von mir, wenn auch nicht alles.«

»Mister Howard«, stammelte ich. »Ich ...«

»Hör mit diesem albernen ›Mister Howard‹ auf«, unterbrach er mich. »Howard ist mein Vorname. Ich heiße Howard Phillips Lovecraft, und für dich bin ich einfach nur Howard. Und jetzt erzähle von Anfang an. Wir haben viel Zeit.«

** *

Die Kutsche jagte mit halsbrecherischem Tempo durch die menschenleeren Straßen. Vom Bock her drang das Knallen der Peitsche beinahe ununterbrochen herein, untermalt von halblauten, ungeduldigen Rufen, mit denen der Kutscher seine Tiere zu noch größerem Tempo anzufeuern versuchte. Das Gefährt schwankte wie ein Boot auf stürmischer See, und die kaum gefederten Achsen gaben die Stöße und Knüffe der schlaglochübersäten Straße beinahe ungemildert an den Fahrgastraum weiter, so daß Andrew fast Mühe hatte, sich auf der schmalen Sitzbank aufrecht zu halten.

»Alles in Ordnung?« fragte sein Gegenüber.

Andrew nickte instinktiv. Er hatte bisher keine Gelegenheit gehabt, seinen geheimnisvollen Retter näher in Augenschein zu nehmen oder

sich auch nur bei ihm zu bedanken. Es war dunkel in der Kutsche; die schwarzen Vorhänge vor den beiden Fenstern waren zugezogen, und nur durch die kleine Luke, durch die man dem Fahrer Anweisungen zurufen konnte, sickerte noch etwas Licht in den Innenraum.

Trotzdem war Andrew sicher, einer Frau gegenüberzusitzen, schon bevor er ihre Stimme hörte.

Ihre Gestalt wurde vollends von einem schwarzen, in einer übermäßig groß erscheinenden Kapuze endenden Mantel verhüllt, aber sie war zu schmal und zu zierlich, und etwas an ihrer Haltung verriet ihm, daß es kein Mann war.

»Es ... geht«, antwortete er stockend. Er versuchte zu lächeln, aber es wurde eher eine Grimasse daraus. »Das war Rettung in letzter Sekunde. Wenn Ihr Kutscher nicht gekommen wäre, Misses ...«

»Terry«, half seine Retterin aus, als er nicht weitersprach. »Nennen Sie mich einfach Terry. Das tun alle.« Sie lachte. Ihre Stimme war sehr hell.

»Terry«, nickte Andrew. »Ich ... ich danke Ihnen, Terry.«

»Das war doch selbstverständlich.« Sie blickte ihn einen Moment unter ihrem Mantel heraus an, setzte sich dann auf und schlug die Kapuze mit einer raschen Bewegung zurück.

Andrew unterdrückte im letzten Moment einen erstaunten Ausruf. Er hatte geahnt, daß sie jung war, und irgend etwas hatte ihm gesagt, daß sie schön sein würde

– aber er hatte nicht geahnt, daß sie so jung war. Und so schön.

Für einen Moment war er unfähig, zu sprechen oder irgend etwas anderes zu tun, als einfach dazusitzen und sie anzustarren. Sie war klein, so schlank, daß sie schon als zierlich gelten konnte, und hatte ein schmales, fast aristokratisch geschnittenes Gesicht, dem aber trotzdem ein schwer zu beschreibender Ausdruck von Natürlichkeit anhaftete. Ihr Haar war lang und glatt und fiel bis weit über die Schultern herab. Ein voller, sinnlicher Mund unter einer schmalen Nase, eingerahmt von zwei Grübchen, die ihr etwas beinahe Spitzbübisches gaben, und Augen ...

Für eine Sekunde hatte Andrew das Gefühl, sich im Blick dieser Augen zu verlieren. Sie waren groß, beinahe eine Spur zu groß, dunkelblau und von kleinen, goldenen Farbsprenkeln durchsetzt. Gelassen hielten

sie seinem Blick stand und erwiderten die Neugier darin sogar.

»Zufrieden?« fragte Terry nach einer Weile.

Andrew wurde sich plötzlich der Tatsache bewußt, daß er sie anstarrte. Verlegen senkte er den Blick, atmete hörbar ein und sah unsicher wieder auf. Einen Moment lang suchte er vergeblich nach Worten.

Terry winkte ab, als er dazu ansetzte, sich zu entschuldigen. »Schon gut, Andrew«, sagte sie rasch. »Ich bin es gewohnt, angestarrt zu werden, wissen Sie?« Sie beugte sich leicht vor, und Andrew konnte ihr betörendes Parfüm riechen. Irgendwo tief, tief in ihm begann eine Alarmglocke zu läuten, aber er war unfähig, auf die Warnung zu hören.

»Andrew ...?« wiederholte er schwerfällig. »Ich ... kennen wir uns? Ich habe meinen Namen nicht genannt.«

Wieder lachte Terry. In ihren Augen blitzte es spöttisch auf. »Sie kennen mich nicht, Andrew«, sagte sie. »Aber dafür kenne ich Sie. Um so besser.«

Andrew schüttelte verwirrt den Kopf. »Sie ...«

»Es war kein Zufall, daß wir uns getroffen haben«, flüsterte Terry. Irgend etwas in ihrer Stimme änderte sich. Andrew spürte ein seltsames, beinahe erschreckendes Gefühl in sich aufsteigen. Irgend etwas war an diesem Mädchen ungewöhnlich. Und es war nicht nur ihr Aussehen.

»Kein ... Zufall?« wiederholte er knapp.

Terry verneinte. »Die vier Männer, die dich überfallen haben, haben in meinem Auftrag gehandelt«, sagte sie. Ihre Stimme klang fast belustigt.

Andrew starrte sie an. »In ...«

»Es war nicht beabsichtigt, daß du verletzt wirst«, fügte Terry in leicht bedauerndem Tonfall hinzu. »Es tut mir leid.«

Automatisch blickte Andrew an sich herab. Die Wunde schmerzte noch immer, aber sie hatte wenigstens aufgehört zu bluten und war offensichtlich nicht sehr gefährlich.

»Aber … aber warum?« fragte er. Er versuchte vergeblich, so etwas wie Zorn in sich zu entdecken. Alles, was er spürte, war eine grenzenlose Verwirrung. Und eine ganz schwache Spur von Furcht.

Ohne direkt auf seine Frage zu antworten, beugte sich Terry noch ein Stück weiter vor, um die Schnittwunde zu begutachten. Ihr Mantel, der nur von einer schmalen silbernen Spange am Kragen gehalten wurde, klaffte bei der Bewegung auseinander, und Andrew sah, daß sie nichts darunter trug.

Terrys Hände glitten geschickt über den Schnitt über seinem Magen, und auf seltsame Weise vertrieb die Berührung den brennenden Schmerz. Aber ihre Finger blieben nicht dort, sondern tasteten langsam weiter, glitten unter sein Hemd und krochen an seiner Brust empor. Die Berührung war gleichzeitig kühl und brennend heiß.

»N… nicht«, sagte er mühsam. In seinem Hals saß plötzlich ein harter Knoten. Er wollte ihre Hände wegschieben, aber seine Glieder versagten ihm den Dienst. Er hatte plötzlich das Gefühl, nicht mehr richtig atmen zu können.

Terrys Gesicht war plötzlich ganz dicht an seinem. »Warum?« flüsterte sie. »Wir sind allein, Andrew. Ich habe dich gesucht, weil ich dich haben wollte. Komm …«

Andrew atmete hörbar ein. Sein Gaumen fühlte sich plötzlich ausgetrocknet und rissig an. Aber er spürte auch, wie etwas in ihm auf die Verlockung antwortete.

»Es … es geht nicht«, keuchte er mühsam. »Wir …«

»Warum?« flüsterte Terry. »Ich will dich, Andrew. Und du willst mich. Ich weiß es.«

Mit einer lautlosen, gleitenden Bewegung rutschte sie zu ihm herüber, schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn. Die Spange, die ihren Mantel bisher gehalten hatte, löste sich, und das Kleidungsstück glitt wie von selbst von ihren bloßen Schultern. Mit einem raschen, entschlossenen Ruck zerriß sie sein Hemd vollends und schmiegte sich an ihn.

Andrew stöhnte, als er ihre nackte, heiße Haut auf der seinen fühlte. Terrys Hände huschten wie kleine lebende Wesen über seine Haut, und die Berührung schien seine Nerven in Flammen zu setzen.

»Nicht«, murmelte er.

Terrys Antwort bestand nur aus einem leisen, glockenhellen Lachen. Ihre Lippen streiften seine Wange, feucht, kühl und heiß wie brennendes Eisen zugleich, berührten seine Augenlider und glitten an seinem Gesicht herab. Andrew schauderte, als ihre Zunge seine Mundwinkel berührte und tiefer glitt. »Komm«, flüsterte sie. »Nimm mich.«

Andrew wehrte sich nicht mehr, als sie sich auf der schmalen Sitzbank der Kutsche nach hinten sinken ließ und ihn mit sanfter Gewalt mit sich zog.

** *

Rowlf brachte uns eine neue Flasche Sherry, schenkte mit geschickten Bewegungen ein und schlurfte wieder aus dem Zimmer. Ich sah ihm nach, bis er die Tür hinter sich zugezogen hatte. Meine Augen brannten; zum Teil von den dünnen schwarzen Zigarren, die Howard ununterbrochen rauchte, zu einem anderen Teil auch schlicht aus Müdigkeit. Durch die Ritzen der vorgelegten Läden sickerte das graue Licht der heraufziehenden Dämmerung.

»Wenn du müde bist«, sagte Howard, »legen wir uns schlafen. Wir können später weiterreden.«

Ich wehrte mit einem Kopfschütteln ab, schirmte mit der Hand ein Gähnen ab und griff nach meinem Sherryglas, um mich dahinter zu verkriechen. Ich spürte, daß ich zuviel getrunken hatte, aber meine Lippen brannten vom langen Reden, und mein Gaumen fühlte sich ausgetrocknet an, als hätte ich wochenlang gedurstet. Ich war müde, hundemüde sogar. Aber ich hatte zu lange nach Howard gesucht, um jetzt ins Bett zu gehen, als wäre nichts passiert.

»Danke«, sagte ich. »Aber ... es geht schon noch.« Ich wies mit einer Kopfbewegung zum Fenster. »Es lohnt ohnehin nicht mehr, sich schlafen zu legen. Ehe ich im Hotel bin, ist längst Frühstückszeit.«

Howard runzelte die Stirn und sog wieder an seiner schwarzen Zigarre. Irgendwie, fand ich, paßte sie nicht zu ihm. »Du kannst hier schlafen«, sagte er. »Es sind genug Betten frei.«

»Das geht nicht. Priscylla wartet im Hotel auf mich.«

Für die Dauer eines Atemzuges sah er mich mit seltsamem Ausdruck an. »Priscylla«, wiederholte er nachdenklich. Ich hatte ihm von ihr erzählt, so, wie ich ihm nach und nach alles erzählt hatte, auch die Dinge, die ich eigentlich für mich hatte behalten wollen. In diesem

Punkt ähnelte Howard meinem Vater – es war einfach unmöglich, ihm irgend etwas verheimlichen zu wollen.

»Ich würde sie gerne kennenlernen«, sagte er nach einer Weile. »Wenn du nichts dagegen hast.«

»Warum sollte ich?«

Er zuckte mit den Achseln, schnippte seine Asche in den Kamin und gähnte hinter vorgehaltener Hand. Er mußte ebenso müde sein wie ich. Aber es gab noch so viel zu bereden. Howard hatte alles von mir erfahren, was er wissen wollte, aber ich selbst hatte nicht mehr als drei oder vier Fragen stellen können.

»Sie waren ein guter Freund meines Vaters?« fragte ich.

»Du«, murmelte Howard und gähnte erneut. »Vergiß das ›Sie‹, Junge. Und um deine Frage zu beantworten: ich war der einzige Freund, den dein Vater hatte.« Etwas leiser und mit deutlich veränderter Stimme fügte er hinzu: »So wie er mein einziger Freund war.«

Für einen Moment kam ich mir fast schäbig vor. Die Frage war so überflüssig wie ein Kropf gewesen. »Woher kennen Sie ... woher kennt ihr euch?« fragte ich.

»Aus den Staaten.« Howard warf seine Zigarre in den Kamin, sah zu, wie sie prasselnd verbrannte und nahm eine neue aus der ziselierten Silberschachtel neben sich. »Ich habe ihn kennengelernt, als ich im Zuge meiner Nachforschungen drüben in Amerika war. Lange, bevor du geboren wurdest, Robert. In seiner Heimatstadt.«

»Jerusalems Lot«, sagte ich.

Howard antwortete nicht darauf, sondern fuhr, nachdem er sich vorgebeugt und einen brennenden Span aus dem Feuer genommen hatte, um sich seine Zigarre anzuzünden, fort: »Er lehrte mich vieles, Junge. Und ich ihm. Keiner von uns wäre heute ohne den anderen noch am Leben.« Er brach ab. Für zwei, drei Sekunden verdüsterten sich seine Züge. Seine Hände spannten sich um die Armlehnen seines Sessels, als wolle er sie zerbrechen. In seinem Gesicht zuckte ein Muskel.

»Es tut mir leid«, murmelte ich. »Wir müssen nicht darüber sprechen, wenn du nicht willst.«

Howard holte hörbar Luft. »Oh, es geht schon«, sagte er. »Und du hast

ein Recht, alles zu erfahren. Du bist schließlich der Sohn deines Vaters. Und sein Erbe.«

Etwas an der Art, in der er die letzten drei Worte aussprach, gefiel mir nicht.

»Wie meinst du das?« fragte ich.

»Hast du Geld?« fragte er anstelle einer direkten Antwort.

Ich schwieg einen Moment verwirrt, schüttelte aber dann den Kopf. »Nein«, gestand ich. »Ein paar Pfund. Um die Wahrheit zu sagen, reicht es nicht einmal, um die Rechnung im WESTMINSTER für Priscylla und mich zu begleichen. Der Kreditbrief, den mir mein Vater gab, ist in Goldspie verbrannt. Und von meinem Bargeld ist nicht mehr viel übrig.«

Howard nickte, als hätte er nichts anderes erwartet.

»Ein Grund mehr, gleich morgen zu Dr. Gray zu gehen«, sagte er. »Oder heute. Heute ist ja schon morgen.«

»Dr. Gray?«

»Mein Anwalt«, erklärte Howard. »Und der deines Vaters. Mach dir keine Sorgen um die Hotelrechnung. Du bist reich, Robert.«

Ich war nicht sonderlich überrascht. Ich hatte gewußt, daß mein Vater ein vermögender Mann war. Ein sehr vermögender Mann sogar. Aber diese Frage interessierte mich im Moment nur am Rande.

Verwirrt griff ich nach meinem Glas, nippte an dem Sherry und stellte es behutsam auf den Tisch zurück. Meine Hände zitterten.

Howard sah mich scharf an. »Fühlst du dich nicht wohl?« fragte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte ich rasch. »Das heißt, doch. Ich ... bin schon okay. Es war nur alles ein bißchen zuviel. Ich begreife nur die Hälfte, fürchte ich.«

»Ich fürchte, noch sehr viel weniger«, murmelte Howard. »Wenn das, was du mir erzählt hast, alles wirklich so geschehen ist, dann bist du in Gefahr, Junge.«

Beinahe hätte ich gelacht. »Das ist mir nicht entgangen, Howard«, antwortete ich. »Ich verstehe nur nicht, warum.«

»Weil du Andaras Sohn bist«, antwortete er in einem Ton, als wäre diese Erklärung die natürlichste der Welt. »Und weil sich der Fluch der Hexen bis in die letzte Generation der Familie fortsetzt.«

Trotz des prasselnden Feuers im Kamin schien es plötzlich mehrere Grade kälter im Raum zu werden. Ich schauderte.

»Aber es gibt einen Weg, diesen Fluch zu brechen, Robert«, fuhr Howard fort, als er mein Erschrecken bemerkte.

»Mein Vater hat es versucht«, sagte ich niedergeschlagen.

Howard schwieg einen Moment. »Das stimmt«, sagte er schließlich. »Aber mit den falschen Mitteln, Robert. Er konnte nicht wissen, daß sie einen der Big Old Ones auf ihrer Seite haben. Hätte er es gewußt, hätte er anders gehandelt.«

»Er hat es zumindest geahnt.«

Howard nickte. »Sicher. Aber auch dein Vater war nur ein Mensch, Robert, vergiß das nicht, wenn auch ein außergewöhnlicher. Und manchmal verschließen wir Menschen eben die Augen vor dem Unausweichlichen.« Wieder schwieg er einen Moment, und der Blick, mit dem er mich maß, war von einer seltsamen Mischung aus menschlicher Wärme und Freundschaft und Sorge. »Zuerst einmal«, fuhr er dann mit veränderter Stimme fort, »müssen wir dich in Sicherheit bringen. Es war kein Zufall, daß du in Goldspie angegriffen worden bist. Sie haben deine Spur, und sie werden es wieder versuchen. Ich fürchte, es wird selbst für jemanden, der über keinerlei außergewöhnliche Fähigkeiten verfügt, nicht sehr schwer sein, dich im WESTMINSTER aufzuspüren. Dich oder dieses Mädchen.«

»Priscylla?«

Howard nickte. »Du hättest sie nicht mitbringen dürfen, Robert«, sagte er ernst. »Sie ist eine Gefahr für dich.«

»Unsinn!« fuhr ich auf. »Sie hätten sie umgebracht, wenn ich sie zurückgelassen hätte. Priscylla ist für niemanden eine Gefahr. Sie ist das harmloseste Wesen, das ich jemals getroffen habe.«

Howard lachte leise. »Und offenbar bist du bis über beide Ohren in sie verliebt«, sagte er. »Aber du verstehst mich falsch. Was ich meine, ist, daß sie die Verfolger auf deine Spur bringen könnte. Es wäre das Klügste, wenn ihr euch trennen würdet.«

Ich antwortete nicht. Im Grunde hatte Howard vollkommen recht. Seine Gedanken waren mir nicht fremd. Ich hatte sie selbst gedacht, schon lange bevor wir überhaupt nach London gekommen waren. Nein, ich verstand ihn schon. Das Dumme war nur, ich wollte ihn gar nicht verstehen.

»Reden wir morgen darüber«, schlug Howard vor, als ich nicht antwortete. »Wenn sie euch bis heute nicht aufgespürt haben, werden ein paar Stunden kaum noch eine Rolle spielen.«

»Ich trenne mich nicht von ihr«, sagte ich stur. Ich kam mir bei diesen Worten beinahe selbst albern vor. Ich benahm mich wie ein verliebter Primaner, das war mir klar. Aber es war mir auch egal.

Howard seufzte. »Wie gesagt«, murmelte er. »Wir reden später darüber.« Er stand auf, ging zu seinem Schreibtisch, öffnete eine Schublade und kam mit einer Handvoll zusammengefalteter Banknoten zurück, die er mir reichte.

»Davon bezahlst du erst einmal deine und Priscyllas Hotelrechnung«, sagte er.

Ich wollte ablehnen, aber Howard ließ mich gar nicht erst zu Wort kommen. »Nimm es«, sagte er streng. »Und tu, was ich dir sage. Du kannst es mir ja wiedergeben, wenn es dich beruhigt. Betrachte es als Darlehen.«

»Ich ... ich weiß nicht, ob ich das annehmen kann«, sagte ich zögernd.

Howard lachte schallend. »Natürlich kannst du es«, sagte er. »Warte, bis du mit Dr. Gray gesprochen hast, dann glaubst du mir. Du dürftest einer der zehn reichsten Männer des Landes sein.« Er deutete mit einer ungeduldigen Kopfbewegung auf die Geldscheine, und ich griff, wenn auch noch immer zögernd, zu. »Ihr müßt aus diesem Hotel heraus«, sagte er. »Wenn ihr noch lange da wohnt, könnt ihr eure Namen auch gleich in die Zeitung setzen und eine Ausgabe nach Goldspie schicken.«

»Und wo ... sollen wir hin?« fragte ich. Plötzlich fühlte ich mich furchtbar hilflos.

Howard überlegte einen Moment. »Ich kenne eine Reihe von Leuten, die euch helfen werden«, sagte er nach einer Weile. »Vorerst könnt ihr hier bei mir wohnen. Den Komfort des WESTMINSTER kann ich zwar nicht bieten, aber dafür ist es hier sicherer.«

Der Blick, mit dem ich mich umsah, schien ihn zu amüsieren. »Laß dich nicht vom äußeren Anschein täuschen, Robert«, sagte er.

»Und die anderen Gäste?«

»Es gibt keine anderen Gäste hier«, sagte Howard. »Schon lange nicht mehr. Rowlf und ich sind die einzigen, die hier leben. Die Pension war schon seit Jahren geschlossen, als ich dieses Haus gekauft habe. Und Rowlf ist ein wahrer Meister darin, potentielle Gäste abzuwimmeln. Ihr seid sicher hier.«

Ich antwortete nicht mehr, sondern stand auf. Plötzlich fühlte ich die Müdigkeit mit aller Macht. »Ich glaube, es wird Zeit«, sagte ich. »Ich werde mich ein paar Stunden hinlegen und dann zusammen mit Priscylla zurückkommen.«

»Das ist nicht nötig«, sagte Howard hastig. Für einen ganz kurzen Moment hatte ich das Gefühl, einen fast erschrockenen Ton in seiner Stimme zu hören, aber als ich den Blick hob und ihn ansah, war sein Gesicht so ausdruckslos wie zuvor.

»Wir treffen uns in der Stadt«, sagte er. »Gleich bei meinem Anwalt. Je eher wir die Formalitäten hinter uns bringen, desto besser. Ich schreibe dir seine Adresse auf. Jeder Droschkenkutscher in der Stadt kann dich zu ihm bringen.« Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte er sich herum, eilte zu seinem Schreibtisch und kritzelte etwas auf einen Zettel.

Ich steckte ihn ein, ohne einen Blick darauf zu werfen, leerte gegen besseres Wissen mein Sherryglas und nahm meinen Mantel von der Sessellehne. Mir war kalt. Müdigkeit begann sich wie eine bleierne Decke über meine Glieder zu legen.

»Ich schicke Rowlf«, sagte Howard. »Er kann dir eine Kutsche besorgen. Es gibt einen Droschkenstand, eine knappe Meile von hier.«

Ich hielt ihn mit einem müden Kopfschütteln zurück, warf den Mantel über meine Schultern und ging zur Tür. »Das ist nicht notwendig«, sagte ich. »Ich kann das Stück zu Fuß gehen. Der arme Rowlf muß genauso müde sein wie wir. Und mir tut die frische Luft bestimmt gut.«

Howard runzelte die Stirn, aber ich gab ihm keine Gelegenheit, erneut zu widersprechen, sondern öffnete die Tür und lief rasch den Korridor zum Ausgang hinab. Howard folgte mir, ging an mir vorbei, als ich stehenblieb, und öffnete die Tür. Mir fiel auf, daß es außer dem

Schloß und der Vorlegekette noch zwei weitere Riegel gab. Und etwas, das wie ein Riegel aussah, aber keiner war.

Der Schwall eisiger Luft, der mir entgegenschlug, als Howard die Tür öffnete, ließ mich frösteln. Ich zog den Mantel enger um die Schultern, trat einen Schritt aus dem Haus und sah mich mit einer Mischung aus Unbehagen und Erleichterung um.

Es war nicht mehr dunkel, aber es war auch noch nicht hell. Auf der Straße herrschte diese seltsame Mischung aus allmählich weichender Nacht und flackernder grauer Dämmerung, in der man fast noch weniger sah als bei wirklicher Dunkelheit. Und es war kalt. Sehr kalt.

»Wann?« fragte ich.

Howard zog eine goldene Taschenuhr aus der Weste, klappte den Deckel auf und sah einen Moment schweigend auf das Ziffernblatt. »Jetzt ist es fünf«, murmelte er. »Bis du im Hotel bist und ein wenig ausgeruht hast ...« Er sah auf. »Sagen wir drei?«

»Um drei beim Anwalt«, bestätigte ich. Ich reichte ihm zum Abschied die Hand, wandte mich mit einem letzten, flüchtigen Lächeln um und ging mit schnellen Schritten in die unwirkliche Dämmerung hinein.

** *

»Ein miserabler Tag zum Angeln.« Jerry French fuhr sich mit dem Handrücken über das Gesicht, gähnte ausgiebig und packte die Angelausrüstung fester, die er in einem schweren Leinensack wie ein Gewehr über der rechten Schulter trug. »Sogar ein ausgesprochen miserabler Tag zum Angeln«, fügte er, etwas lauter, hinzu, als keiner seiner beiden Begleiter auf seine Bemerkung antwortete.

»Wie kommst du darauf?« sagte Glen, ohne ihn anzusehen. »Es ist sogar ein ausgesprochen guter Tag, um Flußkarpfen zu fangen.« Sie hatten das Flußufer erreicht. Glen blieb stehen, warf seine Angelausrüstung mit gekonntem Schwung in das kleine Boot, das als einziges an dem halbverrotteten Pier lag und in der Strömung schaukelte, und sprang mit ausgebreiteten Armen hinterher. Der winzige Kahn legte sich ein wenig auf die Seite, so daß Wasser über seine niedrige Bordwand schwappte und sich in der Bilge sammelte.

French runzelte mißmutig die Stirn. Die Vorstellung, sich dieser halbverrotteten Nußschale anzuvertrauen, erfüllte ihn mit fast körperlichem Unbehagen. Im stillen verfluchte er sich selbst, daß er so leichtsinnig gewesen war, Glens Angebot anzunehmen. Er hatte es seit

jeher für hirnrissig gehalten, vor Sonnenaufgang aufzustehen, sich stundenlang auf dem Fluß durchschütteln zu lassen und vor Kälte zu zittern, nur um Fische zu fangen, die er für ein paar Shilling an jeder Ecke kaufen konnte.

Glen lächelte aufmunternd und machte eine einladende Geste. »Nun komm schon«, sagte er. »Du wirst sehen, es macht Spaß. Und solange sich der Nebel nicht hebt, fährt kaum ein Schiff auf dem Fluß. Es kann gar nichts passieren.«

French war da anderer Meinung. Voller Unbehagen dachte er daran, daß er nicht schwimmen konnte. Aber er war schon zu weit gegangen, um jetzt noch einen Rückzieher zu machen, außer er wollte sich bis auf die Knochen blamieren. Zögernd reichte er Glen sein Angelzeug und kletterte hinter Bobby ungeschickt ins Boot hinab.

Der Geruch des Flusses stieg ihm in die Nase, vermischt mit dem schwer in Worte zu fassenden, feuchtgrauen Aroma des Nebels. In diesem Punkt hatte Glen wahrscheinlich recht: der Nebel lag wie eine substanzlose graue Masse über dem Fluß und verhinderte es, irgend etwas zu erkennen, das mehr als zehn oder allenfalls fünfzehn Yards entfernt war, aber er würde auch die Flußschiffer verscheuchen oder sie zumindest vom Ufer fernhalten. In den letzten Jahren waren die Kähne, die die Themse abwärts ins nahe London fuhren, immer größer geworden, so daß sie sich ohnehin mehr in den tieferen Gewässern der Flußmitte aufhalten mußten. Trotzdem gefiel ihm der Gedanke, sich dem zerbrechlich aussehenden Boot anvertrauen zu sollen, mit jedem Augenblick weniger.

Glen und Bobby ließen sich ohne ein weiteres Wort auf den schmalen hölzernen Sitzbänken nieder. Glen griff nach den Riemen, löste sie aus ihren Halterungen und tauchte die Ruder ins Wasser. French setzte sich hastig hin, als die Schaukelbewegungen des Bootes stärker wurden und sich die stumpfe Nase des Kahnes vom Ufer weg und zur Flußmitte hin drehte.

»Keine Angst«, sagte Glen mit gutmütigem Spott. »Wir rudern nur ein paar Yards weit hinaus. Hier ist eine gute Stelle, gar nicht weit vom Ufer entfernt.«

French antwortete mit einem knappen Kopfnicken. Sein Blick wanderte über das Ufer, das schon jetzt nur noch als grünbraun gefärbter Schatten durch den Nebel hindurch sichtbar war, glitt weiter und tastete auf das Wasser hinaus. Die Themse war ungewöhnlich ruhig an diesem Morgen, als hätte der Nebel nicht nur das Licht der

Dämmerung, sondern auch die Bewegung der Wellen verschluckt, und das regelmäßige Klatschen, mit dem die Ruder ins Wasser tauchten, erschien ihm übermäßig laut.

Sie entfernten sich etwa dreißig Yards vom Ufer, ehe Glen die Ruder einzog und einen schweren Eisenklotz, an dem eine rostige Kette befestigt war, als Anker über Bord warf. »So«, sagte er augenzwinkernd. »Und jetzt werden Bobby und ich dich in die Geheimnisse des Fischfangs einweisen, Kleiner. Du wirst sehen, wenn du einmal auf den Geschmack gekommen bist, willst du gar nicht mehr damit aufhören.«

French bezweifelte das, öffnete aber resignierend seinen Leinensack und begann, die in vier oder fünf Teile zerlegte Angel herauszunehmen und zusammenzusetzen. Sehr geschickt stellte er sich dabei nicht an; Glen setzte seine eigene Angel mit wenigen, geübten Handgriffen zusammen, sah ihm einen Moment kopfschüttelnd zu und half ihm dann.

»Siehst du«, sagte er gutgelaunt, »so macht man das. Du nimmst den Handgriff und befestigst die Rolle so, daß –«

French fuhr mit einer so abrupten Bewegung hoch, daß das Boot wild zu schaukeln begann und Glen verdutzt mitten im Satz innehielt. »Was hast du?« fragte er.

French winkte ab und starrte sekundenlang aus zusammengekniffenen Augen auf den Fluß hinaus.

»Was ist?« fragte Glen noch einmal.

»Ich ... ich dachte, ich hätte etwas gehört ...«, antwortete French, ohne den Blick vom Fluß zu nehmen.

»Gehört?« Glen runzelte die Stirn, blickte einen Moment wie er auf das Wasser hinaus und wandte sich an Bobby, der seine Angel bereits zusammengesetzt hatte und schweigend einen Köder am Haken befestigte.

Bobby schüttelte den Kopf, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben. Er sprach so gut wie nie.

»Ich ... ich muß mich wohl getäuscht haben«, murmelte French. »Tut mir leid.«

Glen lächelte gönnerhaft, winkte ab und setzte seine Angel vollends

zusammen. »Ja«, sagte er. »Wird wohl so sein. Aber mach dir nichts draus.«

French nickte. Aber er war sicher, daß er sich nicht getäuscht hatte. Das Geräusch war da gewesen: ein schweres, helles Rauschen und Platschen. Fast, dachte French schaudernd, als wäre etwas Schweres vom Ufer ins Wasser geglitten.

Er ertappte sich dabei, wie sein Blick beinahe gehetzt zum Ufer glitt und die Wasserfläche zwischen dem grünen Streifen und dem Boot absuchte. Fröstelnd zog er den Mantel enger zusammen. Der Wind schien eine Spur kälter geworden zu sein.

Glen warf die Leine mit einem kraftvollen Schwung. Der Haken klatschte fünf oder sechs Yards vom Boot entfernt ins Wasser; die Leine spulte sich surrend von der Rolle ab. Glen nickte zufrieden, drehte sich halb herum und drückte French die Angel in die Hände.

»Siehst du?« sagte er. »Alles, was du jetzt noch zu tun hast, ist warten.« Er lächelte aufmunternd, warf seine eigene Angel aus und lehnte sich zurück. Bobby war bereits in der für Angler typischen Haltung nach vorne gesunken.

French starrte mit gemischten Gefühlen aufs Wasser hinaus. Er war sicher, das seltsame Geräusch gehört zu haben. Aber es konnte tausend mögliche Erklärungen dafür geben, und es hatte wenig Sinn, sich jetzt selbst verrückt zu machen. Er war müde, schlecht gelaunt, der Nebel war ihm unheimlich und er fror, und das war alles.

Wenige Augenblicke später hörte er das Geräusch wieder. Diesmal war es näher, und anders. Diesmal hörte es sich an, als glitte irgend etwas Großes und Schweres auf das Boot zu.

Er kam nicht dazu, Glen oder Bobby auf die neuerliche Unterbrechung der morgendlichen Stille aufmerksam zu machen. Bobbys Angel zuckte, als risse jemand mit aller Kraft am Ende der Leine. Bobby fluchte verwirrt, richtete sich halb auf und stemmte sich mit aller Kraft gegen den Bootsrand.

»Warte!« sagte Glen rasch. Er drückte French seine eigene Angel in die Hand, stand auf und eilte mit einem Schritt an Bobbys Seite, um ihm zu helfen. Aber selbst ihrer beider vereinten Kräfte schien kaum ausreichend, dem ungeheuren Zug zu widerstehen. Die Angelrute bog sich durch wie eine Bogensehne; die Leine war so straff gespannt, daß sie zu singen begann. »Verdammt!« keuchte Glen. »Das muß ja ein Riesenvieh sein, das da angebissen hat!«

Irgend etwas Großes, Formloses und Dunkles zeichnete sich unter der Wasseroberfläche ab. French

wollte einen Warnschrei ausstoßen, aber er kam nicht mehr dazu.

Ein harter Stoß traf das Boot, gleichzeitig wurde die Leine mit einem ungeheuer kraftvollen Ruck nach vorne gerissen. Glen schrie überrascht auf, verlor das Gleichgewicht und rutschte auf dem feuchten Boden aus.

Bobby hatte weniger Glück. Vielleicht war er auch einfach nur zu stur, um die Angel loszulassen. Mit einem krächzenden Schrei kippte er nach vorne, hing einen Moment in einer geradezu unmöglichen Haltung, die Fäuste noch immer um seine Rute gekrampft, schräg über dem Bootsrand und fiel klatschend ins Wasser.

Glen war mit einem Fluch wieder auf den Beinen, klammerte die Hände um den Bootsrand und beugte sich vor, so weit er konnte. Von Bobby war keine Spur mehr zu sehen. Das Wasser schien zu kochen, wo er versunken war.

Auch French warf seine Angeln zu Boden und kniete neben ihm nieder. Das Boot schaukelte wild, und wieder glaubte er, einen Schatten unter der Wasseroberfläche zu erkennen. Einen ungeheuer großen Schatten.

»Er ... er taucht nicht wieder auf«, keuchte er. »Glen, er taucht nicht wieder auf!«

Glen schnitt ihm mit einer abrupten Bewegung das Wort ab. »Red keinen Unsinn«, sagte er. »Bobby schwimmt wie ein Fisch. Und das Wasser ist hier nicht tief.« Aber seine Stimme klang gepreßt, und seine Worte waren eher zu seiner eigenen Beruhigung gedacht. Es war noch nicht viel Zeit vergangen, seit Bobby über Bord gefallen war – vielleicht fünf Sekunden, kaum mehr –

und trotzdem hätte er längst wieder auftauchen müssen.

Er tat es nicht.

Statt dessen begann sich das Wasser dort, wo er versunken war, dunkel zu färben ...

French hatte das Gefühl, von einem eiskaltem Hauch gestreift zu werden, als er sah, wie zwischen den sprudelnden Luftblasen, die noch immer dort, wo Bobby versunken war, an die Oberfläche stiegen,

dunkelrote Schlieren und Flecke auftauchten, sich verteilten und das Wasser rings um das Boot langsam rosé zu färben begannen.

»Blut!« keuchte er. »Glen, das ist Blut! Das ist –«

Ein ungeheurer Schlag traf das Boot. Frenchs und Glens überraschte Schreie gingen in einem unglaublichen Krachen und Splittern unter, als das winzige Ruderboot von einer Titanenfaust gepackt und meterhoch in die Luft geschleudert wurde. Etwas Großes, ungeheuer Großes brach schäumend aus dem Fluß. French überschlug sich in der Luft, klatschte mit erbarmungsloser Wucht ins Wasser zurück und griff blindlings um sich. Er bekam irgend etwas zu fassen, klammerte sich instinktiv mit aller Kraft fest und strampelte wild mit den Beinen.

Irgendwie schaffte er es, an die Wasseroberfläche zu kommen, ein Stück des zerborstenen Bootes zu ergreifen und sich daran festzuklammern. Gierig sog er die Luft ein, strampelte weiter mit den Beinen und versuchte, sich gleichzeitig fester an seinen Halt zu klammern. Wenn er ihn losließ, war er verloren. Das Wasser mochte hier noch nicht tief sein, aber er konnte nicht schwimmen, und zum Ertrinken war es allemal tief genug.

French atmete ein paarmal tief durch, kämpfte die Panik, die seine Gedanken zu umnebeln drohte, mit aller Macht nieder und drehte den Kopf nach rechts und links. Das Boot war zerborsten, als wäre es von einer Kanonenkugel getroffen worden, aber weder von Glen noch von Bobby war die geringste Spur zu sehen.

Irgend etwas berührte seine Beine. Etwas Kaltes, Glattes. Schleimiges.

French erstarrte für die Dauer eines Herzschlags und senkte den Blick. Unter ihm huschte ein Schatten durchs Wasser – ein großer und massiger Schatten – bewegte sich ein Stück von ihm weg und begann langsam zu wachsen.

Das Wasser barst in einer schäumenden Explosion auseinander. Etwas Gigantisches und Graues und Schleimiges wuchs aus den kochenden Fluten der Themse, bäumte sich zu unmöglicher Höhe auf und starrte aus tückisch glitzernden Augen auf French herab.

French begann zu schreien.

Aber er schrie nicht sehr lange.

** *

Die Kälte hüllte mich ein wie ein eisiger Mantel. Die Straßen waren verlassen, selbst für die frühe Stunde ungewöhnlich leer, als wäre dieser Teil Londons ausgestorben. Ich hatte meinen Entschluß, Howards Angebot auszuschlagen und zu Fuß zu gehen, schon nach wenigen Minuten bereut; der Droschkenstand, den ich auf dem Herweg gesehen hatte, war leer und verwaist gewesen – wer brauchte schon morgens um fünf eine Droschke, noch dazu in diesem Teil der Stadt? – aber ich war auch zu stolz, zurückzugehen und sein Angebot im Nachhinein doch noch anzunehmen. Außerdem schlief er wahrscheinlich schon längst, und ich wollte ihn nicht zum zweiten Mal hintereinander aus dem Bett klingeln. So ging ich einfach weiter. Schlimmstenfalls würde ich den Weg zum WESTMINSTER eben zu Fuß zurücklegen. Ein Spaziergang von einer Stunde würde mit nur guttun, nach der langen, durchwachten Nacht in Howards rauchverpesteter Bibliothek.

Und im Grunde war ich ganz froh, für eine Weile allein zu sein. Ich vertraute Howard, aber was er mir erzählt hatte, war einfach zu viel, um es in wenigen Augenblicken verarbeiten zu können. Und ich spürte – ohne dieses Gefühl konkret begründen zu können – daß er mir mehr verschwiegen als mitgeteilt hatte. Diesen Mann umgab nicht ein Geheimnis, sondern gleich ein ganzes Netz.

Meine Schritte erzeugten seltsame klackende Echos auf dem feuchten Kopfsteinpflaster der Straße. Der Nebel, der anfangs nur in dünnen Schwaden hier und da in der Luft gehangen hatte, hatte sich in den letzten Minuten verstärkt, im gleichen Maße, in dem die Nacht gewichen war, so daß es trotz der immer rascher hereinbrechenden Dämmerung nicht heller wurde.

Ich zog den Mantel enger um die Schultern, senkte den Kopf und ging schneller. Meine Hand glitt, ohne daß ich es im ersten Augenblick selbst merkte – unter den Mantel und schmiegte sich um den Griff des Stockdegens. Nach dem Verlust der Waffe meines Vaters hatte ich mir ein ähnliches Modell gekauft, gleich als erstes, nachdem Priscylla und ich London erreicht hatten. Und irgendwie beruhigte mich das Gefühl, eine Waffe zu haben. Die Gegend, in der Howards Pension lag, war nicht umsonst verrufen. Und ich hatte wieder das gleiche, bedrückende Gefühl wie am vergangenan Abend: Das Gefühl, von unsichtbaren Augen aus dem Nebel heraus angestarrt und beobachtet zu werden ...

Es war nicht nur ein Gefühl.

Ein Schatten tauchte vor mir im Nebel auf und verschwand wieder, zu

schnell, als daß ich ihn erkennen konnte, dann hörte ich das hastige, von den grauen Schwaden gedämpfte Trappeln von Schritten.

Abrupt blieb ich stehen. Meine Hand legte sich etwas fester um den Degengriff, aber ich zog die Waffe noch nicht. Wenn man mir wirklich auflauerte, dann war es vielleicht besser, den Burschen noch nicht zu zeigen, daß ich nicht ganz so wehrlos war, wie sie zu glauben schienen.

Mein Blick bohrte sich in das wogende Grau, das mich umgab. Plötzlich fiel mir auf, wie eisig es geworden war:

meine Hände und mein Gesicht prickelten vor Kälte, und mein Atem bildete dünne Wölkchen vor meinem Gesicht.

»Robert ...«

Die Stimme war nur ein Hauch, nicht mehr als das Rascheln des Windes in der Krone eines Baumes, und sie klang unwirklich und dünn und schien aus allen Richtungen zugleich zu kommen. Wieder sah ich – oder bildete es mir wenigstens ein – einen Schatten, aber wieder verschwand er zu schnell, um ihn wirklich zu erkennen.

»Roooobeeeert ...«

Verwirrt starrte ich in den Nebel. Für einen ganz kurzen Moment glaubte ich, die Stimme meines Vaters zu erkennen, aber das war nur ein Wunsch, an den ich mich für eine Sekunde klammerte. Die Stimme klang so unwirklich wie die Gedankenstimme meines Vaters, aber sie war anders. Ein scharfer, irgendwie böser Unterton schien darin mitzuschwingen. Schritte trappelten hinter mir auf dem Stein, dann hörte ich ein leises, kehliges Lachen.

»Wer ist da?« fragte ich. Meine Stimme klang nicht ganz so fest, wie ich es gerne gehabt hätte. Meine Hände zitterten.

Rooooooooooo ... beeeeeert ...«

Nur dieses eine Wort, mein Name, nicht mehr. Und trotzdem ließ mich der Klang dieser unheimlichen Stimme bis ins Mark erschauern. Ich sah mich noch einmal nach allen Seiten um, atmete hörbar ein und ging weiter. Nur mit Mühe unterdrückte ich den Impuls,

einfach loszurennen, so schnell ich konnte.

»Robert«, wisperte die Stimme. »Komm zu mir.«

Ich ging schneller und versuchte gleichzeitig, die Stimme zu ignorieren. Es ging nicht. Obwohl sie so leise war, daß die Worte mehr zu erraten als wirklich zu verstehen waren, war sie von einem suggestiven, befehlenden Zwang, der es mir unmöglich machte, sie zu überhören. Ich konnte immer noch nicht sagen, aus welcher Richtung sie kam. Es schien, als dränge sie aus dem Nebel, aus allen Richtungen zugleich. Als wäre es der Nebel selbst, der zu mir sprach ...

Vor mir schimmerte ein Licht durch die graue Dämmerung. Ich blieb stehen. Das Licht flackerte und war sehr schwach, aber es war nicht das Licht einer Gaslaterne; auch nicht die Lampen eines Wagens, der sich vielleicht in diese Gegend verirrt hatte. Es war ... etwas Unheimliches in diesem Licht.

»Robert. Komm zu mir.«

Diesmal klang die Stimme befehlend; hart. Ich machte einen Schritt, blieb abermals stehen und versuchte angestrengt, mehr als den flackernden grünlichen Schein zu erkennen.

Das Licht waberte und wogte auf sonderbare Art; fast, als würde es leben. Sein Schein war vom Nebel gedämpft, aber ich erkannte trotzdem die giftgrüne, unheimliche Färbung, die ihm anhaftete, und für einen kurzen Moment schien mich etwas Unsichtbares, Eisiges zu streifen.

Dann trat eine Gestalt aus dem Licht.

Die Gestalt meines Vaters.

Trotz des immer dichter werdenden Nebels erkannte ich ihn sofort; das schmale, von einem pedantisch ausrasiertem Bart eingerahmte Gesicht mit den brennenden Augen, der spöttisch verzogene Mund, der gezackte Blitz schlohweißen Haares über seiner rechten Braue ...

»Vater ...«

Er trat ein Stück auf mich zu, blieb jedoch in drei, vier Schritten Abstand stehen und sah mich mit undeutbarem Ausdruck an. Ganz schwach konnte ich die Umrisse des Hauses durch seinen Körper schimmern sehen.

»Robert«, sagte er. »Ich habe dich gerufen. Warum bist du nicht stehengeblieben?«

Ich wollte antworten, aber ich konnte es nicht. Irgendwo, tief, tief in

mir, begann eine warnende Stimme zu flüstern, aber das war auch etwas, das sie niederhielt. Etwas, das nicht aus mir selbst kam. Anders als die Male zuvor erfüllte mich die halb durchsichtige Gestalt vor mir mit Furcht. Meine Kehle fühlte sich trocken an. Sie schmerzte.

»Was ... was willst du?« fragte ich mühsam.

»Was ich will?« Mein Vater lächelte verzeihend. »Dir helfen, Robert. Warum hast du nicht auf mich gewartet, in Goldspie?«

»Ge... wartet?« Warum fiel es mir nur so schwer zu sprechen? Einen klaren Gedanken zu fassen?

»Ich habe deine Spur verloren«, sagte er. »Aber jetzt habe ich dich ja wiedergefunden.« Plötzlich änderte sich etwas in seinem Blick. »Du bist in Gefahr, Robert«, sagte er. »In größerer Gefahr, als du ahnst.«

»Ich ... weiß«, sagte ich schleppend.

Hinter meinen Schläfen begann sich ein dumpfer, quälender Druck bemerkbar zu machen.

»O nein«, sagte Andara spöttisch. »Du weißt es nicht, Robert. Du glaubst es zu wissen, aber dabei übersiehst du die wirkliche Gefahr. Geh nicht zurück zu Howard.«

»Nicht zurück zu Howard?« echote ich dümmlich. »Wie meinst du das?«

Ein rascher Schatten von Ungeduld, beinahe Zorn, huschte über die Züge meines Vaters, etwas, das ich noch nie an ihm bemerkt hatte. »Wie ich es sage, mein Sohn«, sagte er. »Howard ist nicht der, für den du ihn hältst.«

»Aber du ... du hast mich doch selbst ... selbst zu ihm geschickt«, sagte ich hilflos. Der Druck in meinem Kopf wurde schlimmer. Quälender. Es war, als läge ein unsichtbarer Stahlreifen um meinen Schädel, der langsam zusammengezogen wurde.

»Ich habe dich zu meinem Freund Howard geschickt«, bestätigte er, »das stimmt. Doch nicht zu diesem Howard.«

»Dann gibt es ... einen anderen?«

Andara schüttelte den Kopf. »Ja und nein«, sagte er. »Howard ist tot, schon lange. Er starb, kurz nachdem Yog-Shoggot unser Schiff

vernichtete. Die Hexen von Jerusalems Lot haben seine Spur gefunden und ihn gegen einen der Ihren ausgetauscht. Wenn du dich noch einmal mit ihm triffst, wird er dich vernichten, Robert. Er hätte es schon heute getan, aber er war überrascht über dein Auftauchen. Und er wollte dich wohl auch aushorchen. Was hast du ihm erzählt?«

Ich konnte kaum noch denken. Der Schmerz trieb mir die Tränen in die Augen. »All… alles«, antwortete ich keuchend. »Ich … ich dachte, ich … ich könnte ihm vertrauen.«

Mein Vater seufzte. »Das habe ich befürchtet«, sagte er. »Aber noch ist es nicht zu spät. Er weiß nichts davon, daß ich noch existiere.« Er lachte; leise, böse und so kalt, daß ich schauderte. »Komm mit mir, Robert«, sagte er. »Wir holen Priscylla und gehen an einen Ort, an dem er dir nicht mehr schaden kann.«

Er streckte die Hand aus, trat einen weiteren Schritt auf mich zu und lächelte aufmunternd. Mein Arm zuckte. Instinktiv wollte ich nach seiner Hand greifen – aber irgend etwas hielt mich zurück.

»Komm, Robert«, sagte er noch einmal.

Der Schmerz trieb mir die Tränen in die Augen. Ich stöhnte, wankte einen Moment und machte einen halben Schritt zurück. Er kostete mich alle Kraft, die ich hatte. Der Schmerz in meinem Schädel steigerte sich zu einem mörderischen Hämmern.

»Du … bist … nicht … nicht mein Vater«, würgte ich hervor.

Andaras Blick wurde eisig. Sein Gesicht flackerte. Als versuche etwas anderes, Finsteres durch seine Züge zu brechen.

»Nicht dein Vater?« wiederholte er lauernd.

Mühsam schüttelte ich den Kopf. »Ich … weiß nicht, wer du bist«, keuchte ich. Ich hatte kaum noch die Kraft zu stehen. »Aber du bist … nicht mein Vater. Du bist nicht Roderick Andara.«

Der Schmerz erlosch so abrupt, als wäre er abgeschaltet worden. Ich seufzte hörbar, taumelte einen Moment vor Erleichterung und fuhr mir mit dem Handrücken über die Augen.

Andaras Gestalt flackerte. Für den Bruchteil eines Lidzuckens wurde sie vollends durchsichtig, so daß ich die wogenden Nebelschleier hinter ihr erkennen konnte, dann verdichteten sich die Schatten, aus denen sein Körper bestand, erneut.

Aber nicht mehr zur Gestalt eines Menschen.

Ein ungläubiger Schrei entrang sich meiner Kehle, als ich sah, was sich aus wirbelndem Nichts und Nebel vor mir zusammenballte.

Das Ding sah aus wie ein Mensch, das heißt, es hatte einen Kopf, einen Körper, zwei Beine und zwei Arme – aber damit hörte die Ähnlichkeit auch schon auf. Es war groß wie ein Bär und womöglich noch massiger, und sein Körper schien zur Gänze aus einer grünlichen, schleimigen Masse zu bestehen, einer wabbelnden Gallerte, die in beständiger Bewegung war und immer wieder auseinanderzufließen und sich neu zu formen schien. Seine Hände waren glitschige Klumpen ohne sichtbare Finger oder Daumen.

Entsetzt taumelte ich zurück. Das Ungeheuer stieß einen widerlichen, blubbernden Laut aus, hob in einer nur scheinbar schwerfälligen Bewegung einen Fuß vom Boden und torkelte auf mich zu. Seine gewaltigen Arme griffen gierig in meine Richtung.

Mit einer verzweifelten Bewegung sprang ich zurück, riß den Stockdegen unter dem Mantel hervor und duckte mich. Irgend etwas sagte mir, daß es sinnlos sein würde zu fliehen; das Ding sah schwerfällig und plump aus, aber es war es nicht. Der Gedanke, ihm den Rücken zuzudrehen, war mir unerträglich.

Das Monstrum griff an. Sein ganzer Körper schien in

eine einzige, wabbelnde Bewegung zu geraten; es floß mehr auf mich zu, als es lief. Ich sprang zur Seite, schwang meine Waffe und stieß mit der nadelspitzen Klinge nach der Stelle, an der bei einem Menschen das Gesicht gewesen wäre.

Der Stahl drang mit einem ekelhaften Patschen fast eine Handbreit in die grünschillernde Masse ein. Ich hatte das Gefühl, in einen zähen Sirup gestoßen zu haben. Ein mörderischer Ruck ging durch die Klinge und setzte sich als vibrierender Schmerz bis in meine Schulter hinauf fort. Nur mit Mühe konnte ich verhindern, daß mir die Waffe aus der Hand gerissen wurde. Gleichzeitig stürmte das Monster weiter vor und griff mit seinen schrecklichen Armen nach mir.

Ich schrie vor Schmerz, als mich seine Hände berührten. Das scheußliche Äußere des Ungeheuers suggerierte eine Kraftlosigkeit, die es nicht gab. Seine Hände waren wie Stahlklauen. Meine Rippen knackten, als sich seine Arme in einer tödlichen Umklammerung um meinen Oberkörper legten. Pfeifend entwich die Luft aus meinen Lungen. Blind vor Schmerz und Angst riß ich den Degen hoch, packte

ihn wie einen Dolch mit beiden Händen und stieß ihn bis ans Heft in die Schulter des Monsters.

Ein schmerzhaftes Zucken lief durch den Körper des Horrorwesens. Sein Griff lockerte sich; nur eine Winzigkeit und nur für den Bruchteil einer Sekunde.

Aber dieser winzige Augenblick genügte mir. Die Angst gab mir die Kräfte eines Riesen. Mit einer verzweifelten Anstrengung sprengte ich seinen Griff, taumelte rücklings davon und fiel schwer auf den Rücken. Mein Gegner stieß einen grauenhaften, matschig klingenden Laut aus, torkelte in der entgegengesetzten Richtung davon und kämpfte mühsam um sein Gleichgewicht. Der Stockdegen steckte noch immer in seiner Schulter; sein runder Knauf ragte wie ein bizarres Schmuckstück aus der grünschillernden Masse, aus der sein Körper bestand.

Er wankte. Ein tiefes, gequältes Stöhnen entrang sich seiner Brust. Die Hände fuhren haltlos durch die Luft. Langsam, als wehre er sich noch immer mit der ganzen Kraft seines titanischen Körpers, sackte er in die Knie, stützte sich einen Moment mit dem Armen ab und sank dann ganz nach vorne.

Dann begann er auseinanderzufließen. Die grüne Masse, aus der sein Leib bestand, schien von einer Sekunde auf die andere ihren Halt zu verlieren. Dünne, glitzernde Schleimfäden tropften zu Boden, gefolgt von faustgroßen Klumpen und Brocken.

Es ging unheimlich schnell. Der Leib des Unholds zerfloß zu einer wabbelnden, amöbenartigen Masse ohne sichtbare Glieder, floß weiter auseinander und zerlief zu einer brodelnden Pfütze grünlichweiß schimmernder, zäher Flüssigkeit.

Langsam richtete ich mich auf. Meine Hände und Knie zitterten, und der furchtbare Anblick ließ meinen Magen rebellieren; aber ich zwang mich, weiter zuzusehen und trat nach einigen Sekunden sogar einen Schritt näher.

Von dem Monster war nichts mehr zu entdecken. Auf dem Kopfsteinpflaster vor mir breitete sich eine schillernde, fast fünf Meter durchmessende Pfütze aus. Schillernde Blasen stiegen an ihre Oberfläche und zerplatzten lautlos, und als ich mich noch ein Stück weiter vorwagte, stieg mir ein atemberaubender Gestank in die Nase.

Und um ein Haar hätte mich meine Neugier das Leben gekostet.

Aus der schillernden Pfütze schoß ein dünner grüner Faden, ringelte sich um mein Bein und brachte mich mit einem Ruck aus dem Gleichgewicht. Ich schrie auf, fiel zum zweiten Mal auf den Rücken und versuchte verzweifelt, mein Bein loszureißen. Es ging nicht. Der Faden war nicht viel stärker als mein kleiner Finger, aber er verfügte über schier unglaubliche Kraft. Ich spürte, wie meine Haut aufriß und Blut an meinem Fuß herablief. Und der Strang zog sich weiter zusammen. Der Schmerz war furchtbar.

Mit einer verzweifelten Bewegung warf ich mich herum und stemmte mich hoch, so weit es meine bizarre Fessel zuließ.

Im Zentrum der Pfütze begannen mehr Blasen aufzusteigen. Die Flüssigkeit kochte und brodelte. Grünbraune Schlieren bildeten sich, begannen wie rasend zu wirbeln und aufeinander zuzugleiten, dann stieg ein faustgroßer Klumpen an die Oberfläche und begann zu wachsen.

Der Anblick ließ mich für einen Augenblick sogar den Schmerz vergessen. Das Ungeheuer begann sich neu zu formen!

Ich schrie erneut auf und warf mich noch einmal mit aller Gewalt zurück, aber das einzige Ergebnis war, daß der Schleimfaden noch tiefer in mein Fleisch schnitt. Verzweifelt sah ich mich um. Die Straße war leer, nirgends war etwas zu sehen, das ich auch nur entfernt als Waffe hätte benutzen können, und wenn die Anwohner der Straße meine verzweifelten Schreie überhaupt hörten, so bemühten sie sich vermutlich geflissentlich, sie zu überhören.

Mein Degen! Wo war mein Degen? Mein Blick tastete über die brodelnde Pfütze, verharrte einen Moment an dem wabbelnden, rasch größer werdenden Klumpen in ihrem Zentrum und glitt weiter. Es würde nur noch Augenblicke dauern, bis das Ungeheuer in alter Macht wiedererstanden war. Und ein zweites Mal würde ich keine Chance haben.

Ich entdeckte die Waffe. Sie lag nicht einmal sehr weit von mir weg – aber sie befand sich unter einer brodelnden Schicht grüner Flüssigkeit, im Herzen der Pfütze ...

Als hätte das Ungeheuer meine Gedanken gelesen, zerrte der Faden mit einem heftigen Ruck an meinem Fußgelenk und zog mich ein Stückweit auf die Pfütze zu. Ich schrie auf, schrammte mit dem Gesicht über das harte Pflaster, als mich die plötzliche Bewegung wieder nach vorne fallen ließ, drehte mich mit einer Kraft, von der ich

selbst nicht wußte, woher sie kam, noch einmal auf den Rücken und streckte den Arm aus.

Für einen Moment war der Ekel fast stärker als meine Furcht. Meine Finger verharrten wenige Millimeter über der Oberfläche der brodelnden Pfütze. Ich spürte die Wärme, die von der Flüssigkeit ausging. Der Gestank wurde übermächtig und nahm mir den Atem. Dann überwand ich meinen Widerwillen und schloß die Finger um den Degen.

Es war ein Gefühl, als hätte ich in Säure gegriffen. Meine Haut brannte, als würde sie in Streifen von meinem Fleisch gezogen. Dünne, schleimige Fäden krochen an meinem Handgelenk empor und ringelten sich um meinen Unterarm. Ich warf mich mit einem verzweifelten Ruck zurück und riß dabei den Degen mit mir.

Die Klinge blitzte auf. Blind vor Schmerz und Angst warf ich mich herum, zerrte mit aller Gewalt an dem dünnen Faden und ließ den Degen heruntersausen.

Der geschliffene Stahl durchtrennte den Strang beinahe widerstandslos. Die Klinge schlug gegen den Boden und federte mit einem schmerzhaften Ruck zurück. Der abgetrennte Stumpf des Monsterarmes peitschte wild hin und her. Ich kroch zurück, stemmte mich hastig auf die Knie hoch und streifte das Ende des Fadens, das noch immer an meinem Fußgelenk klebte, angeekelt ab.

Für einen Moment wurde mir übel. Die Anstrengungen des Kampfes und der Schmerz waren zuviel gewesen. Ich wankte, kämpfte den Brechreiz mit aller Macht nieder und erhob mich taumelnd. Mühsam hob ich den Kopf.

Der Anblick traf mich wie ein Schlag.

Aus dem Zentrum der rasch kleiner werdenden Pfütze wuchs ein gewaltiges, grün schillerndes Monstrum hervor. Sein gesichtsloser Schädel hob sich und starrte in meine Richtung ...

Ich riß mich von dem bizarren Anblick los, fuhr herum und rannte, so schnell ich konnte. Mein Fuß schmerzte unerträglich. Eine dünne Spur glitzernder roter Tropfen blieb auf dem Straßenpflaster hinter mir zurück, und meine rechte Hand brannte noch immer wie Feuer. Die Haut war rot, als wäre sie verätzt worden.

Ich rannte, warf einen hastigen Blick über die Schulter zurück und sah, daß mein Gegner bereits zur Verfolgung angesetzt hatte und

hinter mir herwabbelte. Und er holte rasend schnell auf!

Ich verdoppelte meine Anstrengungen, aber meine Verletzungen beeinträchtigten mich zu sehr. Selbst wenn es nicht so gewesen wäre, wäre ich dem Unheimlichen kaum entkommen. Das Wesen bewegte sich mit einer Schnelligkeit, die seinem bizarren Äußeren Hohn sprach.

Vor mir bewegte sich etwas. Ein Schatten schimmerte durch den Nebel, dann hörte ich das harte, metallische Hämmern beschlagener Pferdehufe. Der Nebel teilte sich und spuckte eine zweispännige schwarze Kutsche aus.

Um ein Haar hätte sie mich über den Haufen gefahren. Ich sprang im letzten Moment zur Seite, kam durch die abrupte Bewegung aus dem Takt und schlug zum wiederholten Male lang hin. Neben mir zog der Kutscher mit einem gellenden Schrei die Zügel an; die Pferde scheuten, brachten die schwere Kutsche zum Stehen und schlugen wütend mit den Vorderläufen aus.

»Robert! Bleib liegen!!«

Ich gehorchte instinktiv, obwohl ich viel zu verwirrt war, um die Stimme auch nur zu erkennen. Mühsam wälzte ich mich auf den Rücken und sah, wie der Kutscher mit einem kraftvollen Satz vom Bock sprang. Gleichzeitig flog die Tür der Karosse auf, und eine schmale, in einen eleganten grauen Sommeranzug gekleidete Gestalt sprang ins Freie.

Howard!

Mein Blick suchte das Ungeheuer. Die Bestie hatte in den wenigen Augenblicken aufgeholt; mein Vorsprung – wenn man bei einem Mann, der lang ausgestreckt und halb gelähmt vor Schmerzen und Angst auf dem Straßenpflaster lag, noch von Vorsprung sprechen konnte – war auf weniger als zwanzig Schritte zusammengeschmolzen.

Ungläubig sah ich, wie Howard an mir vorüberstürmte und dem Ungeheuer ohne das geringste Zeichen von Furcht entgegenlief. In seiner rechten Hand lag ein kleines, graues Etwas.

»Howard!« brüllte ich verzweifelt. »Nicht! Es bringt dich um!«

Howard reagierte nicht. Er lief weiter, blieb erst drei Schritte vor dem Monster stehen und riß den rechten Arm zurück. Das kleine Ding, das er in der Hand gehalten hatte, flog in einem perfekten Bogen durch

die Luft und klatschte gegen die Brust des Unholdes.

Das Ergebnis war verblüffend. Das Monster blieb so abrupt stehen, als wäre es vor eine unsichtbare Mauer geprallt. Eine zuckende, wellenförmige Bewegung jagte über seinen Körper. Seine Arme peitschten.

Dann begann es zum zweiten Male zu zerfließen. Aber diesmal war es anders. Sein Leib löste sich nicht in grünen Schleim auf, sondern verdampfte!

Dort, wo Howards Wurfgeschoß getroffen hatte, begann sich grauer Rauch von seiner Brust zu kräuseln. Das Schleim-Fleisch – oder was immer es sein mochte – begann zu kochen, zu brodeln und wie in Krämpfen hin und her zu wogen. Mehr und mehr Rauch quoll hoch, und ich glaubte ein leises, fast elektrisches Knistern zu hören.

Es dauerte nicht einmal eine Minute. Der Rauch wurde so dicht, daß er mir die Sicht auf das Ungeheuer verwehrte, aber als er sich verzog, war nicht mehr die geringste Spur von ihm zu sehen. Nur dort, wo es gestanden hatte, lag das kleine, graue Ding.

Howard ging mit raschen Schritten zu der Stelle hinüber, bückte sich und hob den Gegenstand, den er geworfen hatte, mit einem flüchtigen, triumphierenden Lächeln auf. Eine Hand berührte mich an der Schulter, und als ich aufsah, blickte ich in ein breitflächiges, dunkles Gesicht, das mich besorgt musterte. Ich hatte nicht einmal gemerkt, daß Rowlf neben mir niedergekniet war. »Alles in Ordnung?« fragte er.

»Ja«, sagte ich und schüttelte den Kopf. Rowlf lächelte, schob seine gewaltigen Pranken unter meinen Rücken und richtete mich ohne sichtbare Anstrengung auf.

»Was ... mein Gott, was war das?« stammelte ich hilflos. Rowlf antwortete nicht, sondern stand schweigend auf und stellte mich wie ein Spielzeug auf die Füße, stützte mich aber, als mein verletzter Fuß unter dem Gewicht meines Körpers nachzugeben drohte.

»Bring ihn in die Kutsche«, sagte Howard. Rowlf knurrte irgend etwas, nahm mich kurzerhand auf die Arme und trug mich trotz meiner Proteste in die Kutsche. Behutsam setzte er mich ab, lächelte noch einmal und ging wieder nach vorne zum Bock. Wenige Sekunden später stieg auch Howard gebückt zu mir hinein, zog die Tür hinter sich zu, und der Wagen setzte sich in Bewegung.

»Das war knapp«, sagte er lächelnd, nachdem er sich gesetzt und mich einen Moment lang prüfend angesehen hatte.

»Ich … ich danke dir für die Hilfe«, murmelte ich verstört. »Aber woher …«

Howard lächelte. »Woher ich es gewußt habe? Gar nicht. Aber ich hatte das Gefühl, daß es besser ist, wenn ich dir nachfahre. Wie sich gezeigt hat, hat es nicht getrogen.«

»Was war das?« fragte ich. »Dieses Ungeheuer …«

»Ein Shoggote«, antwortete Howard gelassen. »Ein kleiner Bruder von Yog-Shoggot, wenn du so willst.« Er schwieg einen Moment und beugte sich vor, um meinen verletzten Fuß zu begutachten. »Aber das erkläre ich dir alles später«, fuhr er in verändertem Tonfall fort. »Jetzt bringe ich dich erst einmal zu einem befreundeten Arzt. Und danach fahren wir gemeinsam ins Hotel und packen. Ihr seid dort nicht mehr sicher.«

»Und der Anwalt?«

Howard winkte ab. »Dr. Gray ist nicht nur mein Anwalt«, sagte er, »sondern auch mein Freund. Er wird ins Haus kommen, wenn ich Rowlf zu ihm schicke und ihm die … äh … Umstände erklären lasse. Priscylla und du werdet erst einmal bei mir bleiben müssen. Ich fürchte, ich habe unsere Gegner unterschätzt.«

»Ja«, seufzte ich. »Das scheint mir auch so.«

** *

Über dem Fluß hing Nebel, und von seiner Oberfläche stieg ein eisiger, unwirklicher Hauch empor. Es war kalt, viel zu kalt für die Jahreszeit, selbst hier auf der Themse, und es war der siebte oder achte Morgen hintereinander, an dem zusammen mit der Dämmerung auch dieser Nebel heraufgezogen war und mit seinen wogenden grauen Schwaden das Licht verschluckte und das Erwachen des Tages hinauszögerte.

Mortenson zündete sich mit klammen Fingern eine Zigarre an, schnippte das Streichholz in den Fluß und stützte sich schwer auf die rostzerfressene Reling. Das Patrouillenboot lag träge im Wasser. Reglos, so wie es die ganze Nacht über dagelegen hatte, mehr als elf

Stunden, seit Mortenson seinen Dienst antrat.

Aus müden, rotumrandeten Augen blickte er nach Osten. Der Nebel war dichter geworden; selbst die beiden Türme der Tower-Bridge schimmerten nur noch als schwarze, verzerrte Schatten durch die graue Wand, die sich über den Fluß geschoben hatte, und alle Laute und Geräusche in seiner Umgebung erschienen ihm seltsam gedämpft und unwirklich.

Mortenson löste sich von dem Anblick, rieb fröstelnd die Hände aneinander und wandte sich um, um zum Steuerhaus zurückzugehen. Seine Schritte hallten dumpf auf dem Deck des Schleppers. Wäre der verzerrte Schatten Sarcins hinter den beschlagenen Scheiben des Ruderhauses nicht gewesen, hätte er geglaubt, der einzige Mensch in weitem Umkreis zu sein.

Sarcin fuhr mit einer übertrieben heftigen Bewegung hoch und blinzelte einen Moment verwirrt in seine Richtung, ehe er ihn erkannte. Ein schuldbewußter Ausdruck schimmerte durch sein Lächeln.

Mortenson lächelte zurück, ließ sich mit einem hörbaren Seufzen in den unbequemen Stuhl neben dem Steuer fallen und sog an seiner Zigarre. Ihre Glut spiegelte sich wie ein kleines rotes Auge in der Scheibe.

»Gibt's was Besonderes draußen?« fragte Sarcin nach einer Weile.

Mortenson schüttelte den Kopf und blies eine Rauchwolke gegen die Scheibe. Sarcin hustete demonstrativ, aber Mortenson ignorierte die Anspielung. »Nichts«, sagte er. »Nur Nebel. Alle Verbrecher scheinen tief und fest zu schlafen.«

Sarcin reckte sich, setzte sich umständlich gerade auf und gähnte hinter vorgehaltener Hand. Seine blonden Haare waren zerstrubbelt und verrieten – ebenso wie die zerknautschte blaue Uniformjacke, die um seine Schultern hing – womit er sich die halbe Stunde, in der Mortenson auf dem Deck gewesen war, vertrieben hatte. Aber Mortenson konnte es ihm nicht übel nehmen; nicht wirklich. Es gab kaum etwas Langweiligeres als eine Nachtwache auf dem Fluß. Auch Mortenson hatte sich seinen Beruf etwas anders vorgestellt, als er vor nunmehr fast fünfzehn Jahren zur Londoner Hafenpolizei gegangen war.

»Manchmal«, sagte Sarcin und gähnte erneut – diesmal, ohne sich die Mühe zu machen, die Hand vor den Mund zu nehmen – »frage ich

mich, ob wir den richtigen Beruf haben. Wir schlagen uns hier die Nächte um die Ohren und sterben vor Langeweile, und die Gangster, die wir eigentlich fangen sollen, liegen zu Hause in ihren Betten und schnarchen.«

»Nur die Gangster?« Mortenson zog spöttisch eine Augenbraue hoch und sah seinen jüngeren Kollegen durchdringend an.

Sarcins Lächeln wirkte plötzlich etwas gequält. »Nun ja«, sagte er. »Ich –«

Mortenson winkte ab. »Schon gut, Junge«, sagte er gutmütig. »Ist ja nicht weiter schlimm, solange einer von uns wach ist. Und ich glaube auch nicht, daß irgendwas passiert. Bei diesem Nebel trauen sich ohnehin nur Verrückte auf den Fluß.«

Sarcin lächelte, unterdrückte ein neuerliches Gähnen und setzte zu einer Antwort an. Aber dann sagte er nichts, sondern setzte sich kerzengerade auf und blinzelte an Mortenson vorbei auf den Fluß hinaus. »So wie der da?« fragte er.

Mortenson starrte ihn einen Moment lang an, drehte mit einem Ruck den Kopf und starrte aus dem Fenster. Hinter dem Nebel zeichnete sich der Umriß von etwas Großem, Dunklem ab, das gemächlich in dreißig, vielleicht vierzig Yards Entfernung den Fluß hinaufglitt. Irgend etwas an diesem Schatten war seltsam, fand Mortenson. Die treibenden grauen Schwaden verhinderten, daß er ihn deutlich erkennen konnte, aber er sah … nun, seltsam aus. Eigentlich gar nicht wie ein Schiff.

Sarcin schien die gleichen Überlegungen anzustellen. Zögernd stand er auf, trat dicht an die Scheibe heran und rieb sich mit Daumen und Zeigefinger die Augen. »Was ist denn das für ein komisches Ding«, murmelte er. »Ein Schiff? Das ist doch kein Schiff.«

Mortenson zuckte mit den Achseln. »Keine Ahnung«, sagte er. »Sehen wir es uns an.«

Sarcin wandte den Blick. »Bis wir Fahrt aufgenommen haben, ist der Kerl längst im Kanal«, sagte er.

Mortenson nickte unwillig. Das Schiff dümpelte mit erkaltetem Dampfkessel am Ufer. Sie würden eine halbe Stunde brauchen, um den Heizer zu wecken, der zusammengerollt vor seinem Kohlehaufen schnarchte, und genug Druck auf den Kessel zu bekommen. Die neuen Dampfmaschinen, mit denen die Londoner Hafenpolizei ihre Boote vor

einigen Jahren ausgerüstet hatte, hatten auch gewisse Nachteile.

»Bleib hier«, sagte er nach kurzem Überlegen. »Ich sehe mir den Kerl mal ein bißchen näher an.« Er verließ das Ruderhaus, eilte mit gesenktem Kopf nach vorne und öffnete die Klappe des großen Scheinwerfers, der den Bug des Patrouillenbootes zierte. Seine Streichhölzer waren in der nebeldurchtränkten Luft feucht geworden und brannten nicht gut. Er brauchte fast eine Minute, um den Docht in Brand zu setzen und die Klappe wieder zu schließen. Mit klammen Fingern drehte er am Stellrad.

Aus dem flackernden gelben Licht hinter dem Reflektor wurde ein weißes, fast schmerzhaft helles Glühen, als sich das Ventil öffnete und die Flamme in den Karbiddämpfen neue Nahrung fand.

Mortenson blinzelte. Der grellweiße, mannsdicke Strahl des Scheinwerfers stach wie ein Speer aus Licht in den Nebel hinaus. Im ersten Moment sah er fast weniger als zuvor, als die grauen Schwaden den Schein reflektierten, dann streifte der weiße Strahl etwas Dunkles, Massiges, glitt weiter und verharrte, als Mortenson den schweren Scheinwerfer mit einem Ruck anhielt.

Seltsamerweise war es vollkommen still. Er hörte nichts als das gedämpfte Plätschern und Rauschen des Flusses. Kein Motorenlärm, kein Rudergeräusch – nichts. Einen Moment lang überlegte er, ob das Schiff dort draußen – wenn es überhaupt ein Schiff war – vielleicht ein Segler sein mochte, dessen Kapitän schwachsinnig genug war, sich trotz der miserablen Sicht den Launen des Windes und der Strömung anzuvertrauen, verwarf den Gedanken aber sofort wieder.

Langsam schwenkte er den Scheinwerfer zurück. Der kalkweiße Strahl traf auf etwas Dunkles.

Mortenson starrte ungläubig zu dem riesigen schwarzen Ding hinüber, von dem der Scheinwerferkegel nur einen kleinen Ausschnitt aus der grauen Dämmerung riß. Das Licht tastete über eine gebogene, von armdicken knorpeligen Strängen durchzogene Flanke, über schwarzes Horn und glitzernde, handgroße Schuppen ...

»Aber das ist doch unmöglich ...«, flüsterte er. »Das, das gibt es doch nicht ...« Seine Hände begannen zu zittern. Die Bewegung übertrug sich auf den Scheinwerfer; der Lichtkegel wanderte nach oben aus, verlor den Schatten einen Moment und rutschte mit einem Ruck wieder nach unten. Mortensons Herz begann wie ein Hammerwerk zu schlagen. Für einen Moment vergaß er sogar zu atmen, während der

Strahl langsam am Körper des unmöglichen Dinges entlangwanderte. Ein grotesk langer, mannsdicker Schlangenhals tauchte im Zentrum des grellweißen Kegels auf, dann tastete der Strahl über einen gewaltigen, horngepanzerten Schädel.

Mortensons Schreckensschrei ging in einem urgewaltigen Brüllen unter. Der Schädel des Giganten ruckte in einer wütenden Bewegung herum. Ein zweiter, gepeinigter Schrei zerriß die Stille, als das weiße Licht schmerzhaft in seine kleinen, lidlosen Augen stach. Das Ungeheuer bäumte sich auf. Wasser schäumte hoch, und das Patrouillenboot erbebte wie unter dem Faustschlag eines Riesen, als es von der Flutwelle getroffen wurde.

Die Erschütterung riß Mortenson von den Füßen. Er fiel, schrammte mit der Stirn über die Kante des Scheinwerfers und blieb sekundenlang benommen liegen. Wie durch einen dämpfenden Schleier hindurch hörte er, wie Sarcin die Tür des Ruderhauses aufriß und irgend etwas schrie, das er nicht verstand.

Als er sich wieder aufrichtete, hatte sich das Ungeheuer gedreht und Kurs auf das Boot genommen. Mortenson erstarrte. Irgend etwas in ihm schien sich zusammenzuziehen, schmerzhaft wie eine Stahlfeder, die bis an die Grenzen ihrer Belastbarkeit niedergedrückt wurde, aber er war unfähig, sich zu rühren oder auch nur einen klaren Gedanken zu fassen.

Unmöglich, dachte er. Immer und immer wieder. Unmöglich! Seine Finger klammerten sich so fest um die Reling, daß seine Nägel brachen und zu bluten begannen. Er merkte es nicht einmal.

Das Ungeheuer stampfte wie ein angreifendes Kriegsschiff heran. Es war so groß wie das Patrouillenboot, vielleicht größer, und sein gewaltiger Schädel pendelte noch ein gutes Stück über der Höhe des Schornsteines. Es hatte aufgehört zu brüllen, nachdem das grelle Licht seine Augen nicht mehr peinigte, aber seine Wut war keineswegs gedämpft.

Mortenson erwachte erst aus seiner Erstarrung, als der Leib des Monsters mit einem ungeheuren Krachen gegen die Bordwand des Bootes stieß.

Die Erschütterung riß ihn abermals von den Füßen und ließ ihn wie ein Spielzeug über das Deck kollern. Irgend etwas schrammte über seinen Rücken, zerriß seine Kleider und die Haut darunter, ein Schlag traf sein linkes Bein und betäubte es. Mit ungebremster Wucht krachte

er gegen einen Decksaufbau und spürte, wie eine Rippe brach.

Der Schmerz riß ihn vollends in die Wirklichkeit zurück. Das Boot stampfte und schaukelte, als wäre es urplötzlich in einen Orkan geraten, und die Stille des Morgens war einem nicht enden wollenden Krachen und Dröhnen gewichen. Immer und immer wieder prallte der gigantische Leib des Ungeheuers gegen die Bordwand. Das Schiff stöhnte. Sein Rumpf bestand aus Eisen, aber Mortenson bildete sich trotzdem ein, das dumpfe Krachen und Splittern berstender Platten zu hören.

Wieder wurde er von den Füßen gerissen, aber diesmal war er vorbereitet, fing den Sturz ab und stemmte sich mit schmerzverzerrtem Gesicht wieder in die Höhe.

Das Ungeheuer ragte wie ein Dämon aus einer längst vergessenen Zeit über dem Schiff auf. Mortenson torkelte, als sein Titanenleib erneut gegen die Flanke des Schiffes krachte. Verzweifelt klammerte er sich irgendwo fest, fuhr herum und stolperte auf das Ruderhaus zu. Sarcin war gestürzt wie er, aber er hatte weniger Glück gehabt. Die halb verglaste Tür des Ruderaufbaues war zerbrochen, und Sarcin schien mitten in die Scherben gestürzt zu sein. Sein Gesicht und seine Hände waren blutüberströmt, als Mortenson neben ihm anlangte und ihm mit zitternden Fingern aufhalf.

»Matt«, keuchte er. »Was ist das?!«

Mortensons Antwort ging in einem neuerlichen Brüllen des geschuppten Giganten unter. Rings um das Schiff begann das Wasser zu kochen. Mortenson sah einen Schatten über sich aufwachsen, fuhr in einer instinktiven Bewegung herum und riß schützend die Arme über den Kopf. Neben ihm schrie Sarcin panikerfüllt auf, fuhr herum und stürmte blind vor Angst zurück in die Ruderkabine.

»Nicht!« brüllte Mortenson. »Sarcin – komm da raus!!«

Aber wenn Sarcin seine Worte überhaupt hörte, so reagierte er nicht darauf. Mortenson verlor erneut das Gleichgewicht, taumelte mit wild rudernden Armen fünf, sechs Schritte zurück und fiel auf den Rücken. Aus dem Ruderhaus drangen die gellenden Schreie Sarcins. Mortenson sah, wie er wie wild am Wandschrank zu hantieren begann. Offenbar versuchte er das Gewehr hervorzuholen.

Das Ungeheuer brüllte erneut. Wieder krachte sein Leib gegen den eisernen Rumpf des Schiffes, und diesmal mischte sich ein neuer, ekelhafter Laut in das dumpfe Dröhnen des Schiffsrumpfes: das helle

Splittern und

Brechen von Panzerplatten. Ein scharfer,

durchdringender Geruch wie nach Blut stieg in

Mortensons Nase.

Die Frontscheibe des Ruderhauses zerbarst mit einem splitternden Knall. Zwischen den Scherben erschien der Lauf eines Gewehres.

»Um Gottes willen – NICHT!!!« brüllte Mortenson mit überschnappender Stimme.

Aber seine Worte gingen im Toben des Ungeheuers und dem Kochen des aufgewühlten Wassers unter. Sarcin suchte breitbeinig nach festem Stand, zielte kurz und drückte ab.

Der peitschende Knall vermischte sich mit dem Schmerzensschrei des Ungeheuers. Wie in einer bizarren Vision sah Mortenson, wie ein Teil seiner hornigen Panzerplatten wegplatzte. Dunkles, zähflüssiges Blut schoß aus der faustgroßen Wunde über seiner Schnauze.

Der Schmerz schien die Bestie rasend zu machen. Ihr Brüllen überstieg die Grenzen des Vorstellbaren. Der gewaltige Leib bäumte sich auf, krachte mit unglaublicher Gewalt gegen das Schiff und drückte seine eiserne Flanke ein. Mortenson spürte, wie tief unter seinen Füßen etwas brach und Wasser in einem breiten gurgelnden Strom in den Rumpf schoß. Der Schlangenhals des Ungeheuers bog sich wie der Leib einer angreifenden Kobra durch. Ihr Schädel pendelte wild.

Sarcin schoß noch einmal, und am Hals des Monsters entstand eine zweite, gezackte Wunde; trotz allem nicht mehr als ein Nadelstich in dem gigantischen Leib.

»Die Augen!« brüllte Mortenson. »Schieß auf seine Augen!!«

Sarcin lud hastig nach, schlug mit dem Lauf die letzten Glassplitter aus dem Rahmen und zielte sorgfältig. Er kam nicht dazu abzudrücken. Der Schlangenhals der Bestie bog sich noch weiter zurück. Mit einem ungeheuren Brüllen warf sie den Kopf in den Nacken, stemmte ihren gewaltigen Körper hoch aus dem Fluß empor und holte Schwung.

Dann krachte der horngepanzerte Schädel des

Urzeitmonsters wie ein Titanenhammer auf das

Ruderhaus nieder und zerschmetterte es.

Mortenson torkelte gegen die Reling. Ein zweiter, betäubender Schmerz schoß durch seine Brust. Er spürte, wie sich die gebrochene Rippe tief in seinen Leib bohrte.

Sein Blick begann sich zu verschleiern. Wie durch einen schwarzen, wogenden Vorhang sah er, wie das Ungeheuer ein Stück vom Schiff zurückwich, mit seinen lächerlich kleinen Flossen das Wasser peitschte und den Kopf senkte.

Mortenson spürte noch, wie das Schiff zu zittern begann, als das Monster seinen Leib unter den Rumpf schob und das Patrouillenboot langsam aus dem Wasser zu heben begann. Er spürte auch noch, wie sich das Schiff auf die Seite legte und seine Leeseite scharrend über die steinerne Uferbefestigung schrammte.

Dann nichts mehr.

** *

Es war beinahe Mittag, ehe wir in die Pension zurückkehrten. Howard hatte mich, wie er es versprochen hatte, zu einem Arzt gebracht, den er kannte und auf dessen Verschwiegenheit er vertraute – einem Tierarzt, wie ich hinterher erfuhr. Das änderte freilich nichts daran, daß er meine Wunden sachkundig versorgte und meine Schmerzen so geschickt linderte, daß ich hinterher kaum noch etwas spürte. Die Verätzung an meiner Hand erwies sich ohnehin als nur oberflächlich; meine Haut war nur für den Bruchteil einer Sekunde mit der brennenden Substanz in Berührung gekommen. Trotzdem lief mir noch im Nachhinein ein kalter Schauer über den Rücken, als ich die Klinge meines Stockdegens sah: der harte Stahl war blind und fleckig; regelrecht zerfressen.

Die Müdigkeit holte mich ein, als wir – nach Ewigkeiten, wie es mir schien – endlich zurück in Howards Pension waren. Wir saßen wieder in der Bibliothek zusammen; dem einzigen Raum mit Ausnahme der Küche, der kein Gästezimmer war und Howard als eine Art Salon diente.

Priscylla war nur wenige Augenblicke bei uns geblieben und dann unter einem Vorwand nach oben in das Zimmer gegangen, das Rowlf

ihr zugewiesen hatte; angeblich, weil sie müde war. Aber das entsprach nicht der Wahrheit. Es war etwas anderes, irgend etwas zwischen Howard und ihr, was sie vertrieb. Keine Antipathie; Howard hatte sich ihr gegenüber ausnehmend freundlich benommen, mit einer Nonchalance, die ich bei seiner sprunghaften, rüde erscheinenden Art niemals erwartet hätte. Aber irgend etwas trennte die beiden, etwas, das man nicht erklären, wohl aber um so deutlicher spüren konnte. Sie waren wie zwei Fremde, die sich den Regeln der Höflichkeit beugten, sich aber ständig zu belauern schienen, um eine Lücke in der Deckung des anderen zu erspähen.

Lange Zeit saß ich schweigend in meinem Sessel am Kamin, streckte die Beine von mir und nippte an dem wärmenden Tee, den Rowlf uns gebracht hatte, bevor er brummelnd wieder in der Küche verschwunden war, um eine warme Mahlzeit für Priscylla und mich vorzubereiten, während Howard, als wäre ich gar nicht da, in seinen Aufzeichnungen blätterte, beständig irgend etwas auf kleine Papierfetzchen kritzelte oder Bücher aus dem Regal riß, um einen Moment darin zu lesen und sie dann wieder zurückzustellen. Ich hatte das Gefühl, daß er mir absichtlich auswich und im stillen darauf wartete, daß ich endlich einschlief.

Schließlich brach ich das Schweigen mit jenem gekünstelten, übertriebenen Räuspern, das in einer solchen Situation angemessen schien. Howard sah ruckhaft von seiner Arbeit auf und musterte mich einen Moment lang durchdringend. »Nun?« machte er dann.

»Ich … warte noch immer auf eine Erklärung«, sagte ich schleppend. Der Moment war nicht günstig, das war mir klar. Ich war müde, erschöpft und kaum fähig, einem halbwegs vernünftigen Gespräch zu folgen. Aber ich hatte das Gefühl, verrückt werden zu müssen, wenn ich nicht bald Klarheit bekam.

Howard klappte das Buch, in dem er gerade gelesen hatte, mit einer umständlichen Bewegung zu, legte beide Hände flach nebeneinander auf den Einband und starrte einen Moment lang auf seine gepflegten Fingernägel herab.

»Das ist nicht so einfach zu erklären, Robert«, sagte er nach einem so langen Zögern, daß ich schon zu bezweifeln begann, ob er überhaupt antworten würde.

»Versuch es doch einfach«, schlug ich vor.

Er lächelte; auf eine sehr seltsame, fast traurige Art. »Du hast mir

erzählt, was dir dieser O'Malley in Goldspie gesagt hat, bevor er starb.«

»O'Banyon«, korrigierte ich ihn.

Howard nickte. »O'Banyon«, nickte er. »Gut. Er sagte: es gibt einen dritten Magier. Eine Warnung deines Vaters.«

»Wenn es mein Vater war, mit dem er sprach«, wandte ich ein. »Nach dem, was vorhin passiert ist, bin ich mir gar nicht so sicher.« Bei dem Gedanken an den gespenstischen Doppelgänger Roderick Andaras lief mir noch immer ein eisiger Schauer über den Rücken.

»Aber seine Worte würden vieles erklären«, fuhr Howard nach einer Weile fort. »Ich ... kenne mich nicht annähernd so gut in Dingen der Hexerei und Zauberkunst aus wie dein Vater«, sagte er niedergeschlagen. »Siehst du, Robert – dein Vater und ich waren Freunde und Partner, aber ich habe meine Forschungen fast ausschließlich auf die Big Old Ones konzentriert, während dein Vater sein Leben lang versuchte, tiefer in die Geheimnisse der Macht einzudringen. Er hat mir vieles erzählt, so wie ich ihm, aber wirklich verstanden habe ich nur wenig davon. Ihr habt zwei der Magier von Goldspie getötet – Leyman und Donhill. Aber nach allem, was ich weiß«, – er hob die linke Hand und ließ sie klatschend auf den schweinsledernen Einband des Buches zurückfallen – »und dem wenigen, was in meinen Aufzeichnungen steht, gehören mindestens drei Hexer zu einem wirklichen magischen Zirkel. Und eine Magie, die mächtig genug ist, ein Ungeheuer wie das von Loch Shin zu beherrschen, bedarf der Kraft des Zirkels.«

»Aha«, machte ich.

Howard lächelte. »Keine Sorge«, sagte er. »Du wirst es verstehen, später. Auch ich habe viele Jahre dazu gebraucht. Du mußt Geduld haben. Aber nach allem, was ich weiß, fürchte ich zumindest, daß es einen dritten Magier in Goldspie gab.«

»Und dieser Magier ...«

»Lebt noch«, führte Howard den Satz zu Ende. »Ja. Er muß deine verborgenen Kräfte erkannt haben, und er war schlauer als die beiden anderen. Er hat den offenen Kampf gescheut, aber das heißt nicht, daß er keine Gefahr mehr wäre.«

»Und du glaubst, er wäre mir gefolgt, hierher, nach London?«

Howard nickte ernst. »Vielleicht nicht dir«, murmelte er. »Aber Priscylla. Sie hat lange genug in Goldspie gelebt. Du kannst das nicht wissen, Robert, aber ein Magier findet einen Menschen, der eine Weile in seiner Nähe war, immer wieder, desto leichter, je länger er mit ihm zusammen war. Für den überlebenden Hexer aus Goldspie muß dieses Mädchen wie ein Leuchtfeuer sein, das er immer und überall wiederfindet.«

Ein Anflug von irrationalem Zorn stieg in mir hoch und wischte den kärglichen Rest vernünftigen Denkens, der mir noch verblieben war, beiseite. »Du magst sie nicht«, behauptete ich.

Howard seufzte. »Darum geht es doch gar nicht«, sagte er, überraschend sanft. »Reicht dir denn das, was vorhin geschehen ist, noch immer nicht? Ich werde nicht immer im richtigen Moment auftauchen können, um dir zu helfen.«

»Wenn du Angst hast«, schnappte ich, »dann mußt du es nur sagen. Priscylla und ich können gehen.«

Howard reagierte eher amüsiert auf meinen Zorn, und im nächsten Moment kam ich mir selbst albern – und auch unfair – vor. Howard hatte wahrlich bewiesen, daß er es gut mit mir meinte.

»Ich habe keine Angst«, sagte er. »Es besteht kein Grund dazu. Nicht hier. Ich lebe nicht umsonst in dieser heruntergekommenen Bude, Robert. Dieses Haus ist eine Festung. Niemand, der mit Schwarzer Magie zu tun hat, kann sich ihm ohne meine Erlaubnis auch nur nähern. Nicht einmal Yog-Shoggot oder Chtulhu selbst könnten uns hier schaden.«

»Entschuldige«, murmelte ich.

»Es gibt nichts zu entschuldigen«, sagte Howard, »Ich verstehe dich, Junge. Und Priscylla ist auch ein nettes Mädchen, das muß ich zugeben. Hat ihr schon Pläne für die Zukunft?«

Ich verneinte. Wir waren seit drei Wochen zusammen, aber irgendwie hatten wir es beide fast krampfhaft vermieden, über das zu reden, was kam, nachdem wir Howard gefunden hatten. Es war für uns beide klar gewesen, daß wir uns trennen mußten. »Bis jetzt – nein«, sagte ich. »Priscylla hatte vor, sich irgendwo in London eine Arbeit zu suchen. Aber jetzt –«

»Ist das nicht mehr nötig«, sagte Howard. »Du bist reich genug, für euch beide sorgen zu können. Aber das ist nicht das Problem.«

»Der Magier?«

Howard nickte. »Er hat eure Spur. Deine oder Priscyllas, das bleibt sich gleich, wenn ihr wirklich zusammenbleiben wollt.«

Ich beherrschte mich im letzten Moment. »Ich kann mich nicht von ihr trennen«, sagte ich. »Jetzt erst recht nicht. Wenn es diesen Magier wirklich gibt, dann würde er sie umbringen, wenn sie allein wäre. Sie ist vollkommen schutzlos.«

»Ich fürchte, das stimmt«, murmelte Howard. »Und ich fürchte, nach allem, was bisher geschehen ist, bleibt uns keine andere Wahl, als den Kampf gegen ihn aufzunehmen. Ihr könnt euch nicht ewig hier verstecken, und ihr könnt auch nicht ewig vor ihm davonlaufen.«

»Also müssen wir ihn vernichten.«

»Das müssen wir wohl«, bestätigte Howard. »Aber stell dir das nicht zu leicht vor. Der Shoggote, gegen den du gekämpft hast, war nur eine von zahllosen Waffen, über die er verfügen kann.«

Ich nippte an meinem Tee und starrte einen Moment in die dunkelrote Flüssigkeit. Mein Gesicht spiegelte sich verzerrt auf seiner Oberfläche, und für einen Augenblick kam es mir vor wie ein grinsender, augenloser Totenschädel. Ich schauderte.

»Was war er?« fragte ich. »Einer der Big Old Ones?«

Howard lächelte, als hätte ich etwas furchtbar Dummes gefragt. »Nein«, sagte er. »Ganz bestimmt nicht. Wäre es so, dann wären wir jetzt beide tot.« Er griff in seine Westentasche, nahm einen winzigen Gegenstand hervor und warf ihn mir zu. Ich fing ihn auf und ließ dabei um ein Haar meine Teetasse fallen.

»Dieser Stein schützt seinen Besitzer vor Shoggoten und anderen niederen Geistern, die sie heraufbeschwören können, aber gegen einen der Big Old Ones nutzt er ungefähr so viel wie eine Fliegenklatsche«, sagte Howard.

Verwirrt drehte ich das winzige Ding in den Fingern. Es war ein Stein, etwa so groß wie ein six-pence-Stück und wie ein fünfzackiger, bauchiger Stern geformt. Seine Oberfläche sah glatt wie Metall aus, fühlte sich aber porös und narbig an. Und er schien auf bizarre Weise zu leben. Zögernd reichte ich ihm den Stein zurück.

»Nach allem, was mir mein Vater erzählte«, sagte ich, »ist Yog-Shoggot

frei, nachdem er getan hat, wozu ihn die Hexen von Jerusalems Lot zwangen. Er sollte meinen Vater vernichten, und das hat er getan.«

Howard nickte. »Das stimmt. Aber er ist eine Kraft des Negativen, Robert. Ein böses, abgrundtief böses Ding, das nur existiert, um zu töten und zu vernichten. Er und die anderen.«

Es war das zweite Mal, daß er andeutete, daß es außer Yog-Shoggot noch mehr der Big Old Ones gab, aber ich ging auch diesmal nicht darauf ein. Allein der Gedanke an das schlangenarmige, gewaltige Ding, das ich draußen im Meer gesehen hatte, löste beinahe Übelkeit in mir aus.

»Wie die Hexen von Salem sind sie Mächte der Finsternis«, fuhr Howard fort. »Und die Mächte der Dunkelheit arbeiten zusammen, auch wenn sie es nicht müssen. Sie können Yog-Shoggot nicht mehr zwingen, dich zu töten, Robert. Aber er wird es trotzdem tun, wenn er kann.«

Seine Worte kamen mir ein wenig theatralisch vor, aber ich schwieg weiter und sah ihn nur an.

Howard hielt meinem Blick einen Moment lang stand, schüttelte dann den Kopf und wechselte abrupt das Thema. »Du bist müde, Robert, und ich auch«, sagte er. »Es sind noch gut drei Stunden, ehe Dr. Gray eintrifft. Legen wir uns hin und schlafen ein wenig. Rowlf wird uns wecken, wenn es Zeit ist.«

Ich hatte noch tausend Fragen, aber ich spürte, daß Howard nicht mehr weiterreden wollte. Und er hatte auch Recht. Ich hatte meinen Körper um eine Nacht Schlaf betrogen, und er begann nun mit Macht das ihm Zustehende zu fordern. Und vielleicht war es besser, wenn ich einen klaren Kopf hatte, wenn der Anwalt kam.

Ich stand auf, stellte meine Teetasse auf den Kaminsims und verließ ohne ein weiteres Wort das Zimmer, während Howard auf seine hektische, abgehackte Art damit begann, seinen Schreibtisch aufzuräumen und wenigstens den Anschein von Ordnung in seine Notizen zu bringen.

Das Haus war sonderbar still, als ich nach oben ging. Die ausgetretenen Treppenstufen knarrten hörbar unter meinem Gewicht, aber das war auch das einzige Geräusch, das ich hörte. Die Pension hatte insgesamt elf Zimmer, eigentlich elf Appartements, jedes mit einem getrennten Schlaf-und Wohnraum und einer winzigen Nische für Toilette und Bad; ein Luxus, den man in einem

heruntergekommenen Schuppen wie diesem wohl am allerwenigstens erwartete, aber bis auf Howard, Rowlf, Priscylla und mich stand es leer. Ich war schon immer der Meinung gewesen, daß leerstehende Häuser etwas von Toten hatten; sie waren wie Körper, aus denen das Leben gewichen war. Und dieses Haus war genauso. Es war tot. Ein gewaltiger, steinerner Leichnam.

Ich lächelte über meine eigenen Gedanken. Es war wohl die Müdigkeit, die mich so sonderbare Überlegungen anstellen ließ. Rasch ging ich die letzten Stufen hinauf, eilte zu meinem Zimmer, trat ein – und blieb überrascht stehen.

Das Zimmer war nicht mehr leer. Priscylla saß auf einem Stuhl unter dem Fenster, blätterte in einem Buch, das sie gefunden haben mußte, und sah auf, als sie meine Schritte hörte. Sie mußte auf mich gewartet haben.

Verwirrt zog ich die Tür ins Schloß, ging ein paar Schritte auf sie zu und blieb stehen. »Priscylla«, sagte ich überrascht. »Du schläfst nicht?«

Ich redete wohl ziemlichen Unsinn, aber Priscylla ging mit einem Lächeln über meine Worte hinweg, legte das Buch aus der Hand und kam auf mich zu. »Ich habe auf dich gewartet, Robert«, sagte sie, und die Art, wie sie es sagte, ließ mich aufhorchen. Ihre Stimme klang anders als gewohnt, nicht viel, aber hörbar. Es gibt Situationen, in denen die Stimme einer Frau mehr sagt als die Worte, die sie formt. Ganz bestimmte Situationen.

Ganz dicht vor mir blieb sie stehen, sah mich einen Moment aus ihren großen, dunklen Augen an und schlang die Arme um meinen Hals. »Robert«, murmelte sie.

Ich hob die Hand, wie um ihre Arme von mir zu lösen, führte die Bewegung aber nicht zu Ende, sondern schlang im Gegenteil die Arme um ihre Taille und drückte sie noch ein wenig fester an mich. Ein sonderbares Gefühl der Wärme durchströmte mich. Erregung, aber noch mehr. Ich hatte eine Menge Frauen gehabt, in New York, aber das waren flüchtige Beziehungen ohne echte Gefühle gewesen, etwas rein Körperliches. Mit Priscylla war es anders. In mir war ein Gefühl der Zuneigung und Zärtlichkeit, wenn ich mit Priscylla beisammen war, das mir vollkommen fremd war. Und gerade darum sträubte sich etwas in mir gegen ihre Umarmung, so absurd es mir selbst vorkam.

»Du warst lange unten«, flüsterte sie. Ihre Stimme klang weich, verlockend, und ich spürte den sanften Duft, den ihr Haar verströmte.

Es fiel mir schwer, noch klar zu denken.

»Ich … habe mit Howard … gesprochen«, sagte ich mühsam. Priscyllas Hände kitzelten mich im Nacken. Sie schmiegte sich enger an mich, und ich konnte selbst durch den Stoff unserer Kleider hindurch spüren, wie ihr Körper glühte.

»Wie lange bleiben wir hier?« fragte sie.

»Wie lange?« wiederholte ich verwirrt. »Wir sind gerade erst angekommen, Priscylla.«

»Ich will hier nicht bleiben«, sagte Priscylla. Ihr Atem war an meinem Ohr, und sie flüsterte jetzt nur noch. Ganz sanft berührten ihre Lippen meinen Hals. Ich schauderte. »Laß uns weggehen, Robert. Ich mag dieses Haus nicht. Und ich mag Howard nicht.«

»Er ist ein netter Kerl«, widersprach ich. »Und er –«

»Er haßt mich«, behauptete Priscylla. »Laß uns von hier weggehen. Jetzt gleich.«

Es kostete mich unendliche Mühe, ihre Hände von meinem Hals zu lösen und sie ein Stück von mir wegzuschieben. »Das ist Unsinn, Liebling«, sagte ich. Irgend etwas war mit ihren Augen. Es war mir unmöglich, meinen Blick von ihnen zu lösen. Ich hatte das Gefühl, in einen Abgrund zu stürzen. Meine Gedanken begannen sich immer mehr zu verwirren. Was geschah mit mir? »Howard ist nur besorgt, das ist alles«, fuhr ich fort. Meine Stimme klang schleppend. Ich mußte mich zu jedem einzelnen Wort zwingen.

Priscylla sah mich einen Moment lang an. Dann löste sie sich vollends aus meinen Armen und trat einen Schritt zurück, ließ aber meine Hand nicht los. Sanft, aber sehr bestimmt, zog sie mich mit sich und ging rückwärts auf das breite, frisch bezogene Bett zu.

Ich war unfähig, mich zu wehren. Priscylla ließ sich rücklings auf das Bett sinken, zog mich mit sich und klammerte sich erneut an mich.

Noch einmal versuchte ich, wenigstens eine Spur von Vernunft zu bewahren und sie von mir zu schieben. »Nicht …«, flüsterte ich. »Es … es geht nicht. Wir … dürfen … das nicht.«

»Unsinn«, behauptete Priscylla. Ihr Körper schmiegte sich noch enger an mich. Meine Nerven schienen zu explodieren. »Ich liebe dich, und du liebst mich«, flüsterte sie. »Was soll Verbotenes daran sein? Und du

willst es ebenso wie ich.«

Ich wollte widersprechen, aber ich konnte nicht mehr. Mein klares Denken war ausgelöscht, untergegangen in einem wahren Taumel der Sinne, in dem so etwas wie Logik oder Vernunft nichts mehr zu suchen hatte. Priscylla löste sich abermals aus meinen Armen, griff mit einer geschickten Bewegung in ihren Nacken und öffnete ihr Kleid. Mit einem kräftigen Ruck streifte sie es über den Kopf und warf es achtlos hinter sich. Darunter trug sie nichts.

Fast eine Minute lang starrte ich sie an, und Priscylla blieb reglos sitzen, als wolle sie mir Gelegenheit geben, sie ausgiebig zu mustern. Und ich tat es, völlig ohne Scheu oder Verlegenheit, unfähig, an irgend etwas anderes zu denken als daran, wie schön sie war.

Ihre Gestalt war schlank und ebenmäßig, aber das hatte ich gewußt. Was ich nicht gewußt hatte, war, wie genau sie meinem Traumbild von einer Frau entsprach. Jeder Millimeter ihres Körpers war perfekt, ohne den geringsten Makel. Es war, als wäre sie eigens für mich erschaffen worden.

Priscylla beugte sich vor, stützte die Hände rechts und links von mir auf und brachte ihr Gesicht ganz dicht an das meine. Ihr langes, volles Haar fiel wie ein Schleier in mein Gesicht; ihre Brüste berührten meinen Leib, und die Berührung setzte mich endgültig in Flammen. Ich bäumte mich auf, packte sie mit einer Kraft, die ihr beinahe schmerzen mußte, und preßte sie an mich. Ein leises, lustvolles Stöhnen kam über ihre Lippen. Ihre Hände wanderten geschickt an meinem Körper herab und begannen, mein Hemd aufzuknöpfen.

»Nimm mich«, flüsterte sie. »Ich gehöre dir, Robert. Tu mit mir, was du willst.«

Ein Schatten schien durch das Zimmer zu huschen. Irgendwo hinter Priscylla bewegte sich etwas, vielleicht ein Vorhang, der im Zug flatterte, vielleicht etwas anderes. Es interessierte mich nicht. Ich wollte es nicht wissen. Alles, was ich wollte, war sie. Nie zuvor in meinem Leben hatte ich eine derartige, beinahe schon schmerzhafte Erregung verspürt. Ich preßte sie an mich, nahm ihr Gesicht zwischen die Hände und küßte sie, so fest, daß meine Lippen brannten. Priscyllas Atem beschleunigte sich. Ihre Haut glühte.

»Laß uns gehen, Robert«, flüsterte sie. Ihre Stimme war verlockend, einschmeichelnd, von einer Kraft, die mit Sanftheit erreichte, wozu ein Zwang nicht in der Lage gewesen wäre. »Laß uns von hier fortgehen.

Ich kenne ein Haus hier in London, wo wir sicher sind.«

Alles in mir schrie danach, ihr zuzustimmen, ihrem Wunsch nachzugehen. Aber ich konnte nicht. Da war ein Widerstand, eine winzige Insel der Vernunft, die in dem flammenden Orkan, der meine Sinne durcheinanderwirbelte, geblieben war.

»Das ... geht nicht, Liebling«, krächzte ich. Ich wollte sie wieder an mich pressen, aber diesmal drückte sie mich zurück. Etwas in ihrem Blick veränderte sich.

Etwas in ihr veränderte sich. In die tobende Erregung in meinen Gedanken mischte sich Schrecken, ganz leicht nur, aber unleugbar, wie ein gerade spürbarer übler Geruch, der sich nicht ignorieren ließ.

»Bitte«, flüsterte ich. »Sprich nicht mehr. Wir ... wir können nicht fort. Howard ist unser Freund, glaube mir.«

Priscyllas Körper schien in meinen Armen zu Eis zu erstarren. Ihr Gesicht gefror.

Und dann veränderte es sich. Priscyllas noch fast kindliche Züge verschwanden, flossen wie weiches Wachs, das unter der Sonnenglut schmilzt, auseinander, und ordneten sich neu. Plötzlich war es nicht mehr Priscyllas Körper, den ich in den Armen hielt, sondern der einer Fremden. Sie schien Priscylla auf sonderbare, schwer zu beschreibende Weise zu ähneln, war aber gleichzeitig auch vollkommen fremd.

»Dann eben nicht«, sagte sie. Ihre Stimme klang hart und spröde wie Glas. Es war nicht mehr Priscyllas Stimme. »Du entkommst mir trotzdem nicht, Craven.«

»Was –«, keuchte ich, sprach den Satz aber nicht zu Ende.

Das Gesicht über mir verwandelte sich weiter. Die Haut verlor ihren seidigen Glanz, wurde trocken und runzelig wie ein Ballon, aus dem man langsam die Luft herausläßt. Ihr Haar wurde grau, strähnig, dann weiß, und begann in lockeren Büscheln auszufallen und auf meine Brust und mein Gesicht herabzuregnen. Die Lippen zogen sich wie zu einem diabolischen Grinsen zurück, die Zähne dahinter waren gelb, zerfielen vor meinen Augen. Ich spürte, wie sich ihre Hände, die gerade noch sanft und weich gewesen waren, an meinem Körper zu runzeligen alten Krallen verwandelten, wie die Haut trocken wurde und zerbröckelte wie altes Pergament. Ihr Gesicht zerfiel weiter, alterte in Sekunden um Jahrzehnte. Die Augen erloschen, wurden zu milchigen weißen Kugeln und sackten in den Höhlen zurück. Dahinter

brodelte etwas Schwarzes, Weiches ... Priscyllas (Priscyllas?!!) Körper bebte. Die Arme schienen nicht mehr die Kraft zu haben, sein Gewicht zu tragen. Sie knickte in den Ellbogengelenken ein und fiel langsam nach vorne, direkt auf mich herab.

Die Berührung löste den Bann, der sich um meine Sinne gelegt hatte. Ich schrie panikerfüllt auf, warf mich herum und versuchte ihren Körper von mir herunterzustoßen.

Es ging nicht. Meine Hände drangen in den zerfallenden Leib ein, als bestünde er nicht mehr aus Haut und Knochen, sondern aus einer weichen, schwammigen Masse. Ihr Leib begann auseinanderzufließen, als sich Knochen und Fleisch in Sekundenschnelle in schwarzen, stinkenden Schlamm verwandelten. Ich schrie, schlug in blinder Panik um mich und bäumte mich auf wie unter Schmerzen. Schwarzer Schlamm besudelte mich, kroch in meine Kleider und klebte an meiner Haut fest.

Ich schrie immer noch, als die Tür aufgestoßen wurde und Howard und Rowlf ins Zimmer gestürmt kamen.

** *

Das Hafenbecken war schon vor langer Zeit aufgegeben worden. Es war eines der ersten gewesen; niemand wußte jetzt mehr genau zu sagen, wer den gewaltigen Graben am Ufer der Themse einst ausgehoben und mit dem Fluß verbunden hatte, aber es war jetzt, nach einem Jahrhundert oder mehr, zu klein für die immer größer und klobiger werdenden Schiffe geworden und schließlich – für den offiziellen Schiffahrtsverkehr – geschlossen worden. Mit den Schiffen war auch das Leben aus seiner Umgebung gewichen. Die Lagerhallen und Schuppen, die seinen Kai säumten, standen leer und verfielen seit einem Menschenalter; von manchen standen nur noch die Grundmauern, andere waren zu Gerippen geworden, die sich im Licht der Mittagssonne wie die schwarzen Skelette bizarrer Urzeitwesen gegen den Himmel abhoben. Ein Stück abseits stand eine Kapelle; fast schon eine kleine Kirche, auch sie verlassen und leer, aber in einem noch nicht ganz so fortgeschrittenen Stadium des Zerfalls wie die übrigen Gebäude. Trotzdem hatte die Zeit ihre unbarmherzige Hand auch nach dem kleinen Gotteshaus ausgestreckt. Die Fenster waren eingeschlagen und lagen als Teppich winziger glitzernder Glassplitter auf dem gekachelten Boden des Kirchenschiffs, der hölzerne Altar und die Sitzbänke waren vermodert und zum Teil zusammengebrochen. Manchmal kamen noch Menschen hierher, um still für sich zu beten oder einfach Schutz vor den Unbillen des Wetters oder der Kälte der

Nacht unter seinem Dach zu finden, und ab und zu – je nachdem, wie der Wind stand – bewegte sich die schwere Bronzeglocke in seinem Turm und tat einen einzelnen, mühsamen Schlag.

Und trotzdem war das Hafenbecken nicht leer. Nicht heute, nicht an diesem – einem ganz bestimmten – Tag. Etwas Großes bewegte sich träge unter der ölschimmernden Oberfläche seines Wassers, glitt hierhin und dorthin, tauchte manchmal bis dicht unter den Wasserspiegel auf oder sank auf den Grund des Beckensherab, unruhig, unsicher,alssuche esetwas.

Es war der Tod, der Schrecken aus einer Zeit, die seit Millionen Jahren vergangen war, lange, bevor sich der erste Halbaffe auf die Hinterläufe erhob, seine Vorderpfoten betrachtete und beschloß, sie fortan Hände und sich selbst Mensch zu nennen. Er war aus seinem Versteck weit im Norden des Landes hervorgekrochen, war die Themse heruntergeschwommen und hatte zweimal getötet, nicht aus Hunger oder Furcht, sondern aus purer Zerstörungswut, und schließlich hatte er London erreicht. Den Ort, zu dem er gerufen worden war.

Jetzt wartete er. Sein vernunftloses Hirn registrierte das Verstreichen der Zeit kaum. Sein Opfer würde kommen, ob jetzt, morgenoder ineinem Jahr, spieltekeine Rolle.

Er hatte fünfhundert Millionen Jahre gewartet – was machten da ein paar Stunden?

** *

»Hier«, sagte Howard. »Trink das, Junge. Es schmeckt scheußlich, aber es wird dir guttun.« Mit einem aufmunternden Lächeln hielt er mir ein Glas mit einer farblosen, dampfenden Flüssigkeit hin.

Ich sah ihn einen Moment zweifelnd an, grub aber dann gehorsam meine Hand unter der Decke aus, die Rowlf mir über die Schulter geworfen hatte, ergriff das Glas und leerte es mit einem einzigen, entschlossenen Zug. Howard hatte recht – in beiden Fällen. Die Flüssigkeit schmeckte ekelhaft, aber die Wärme vertrieb den krampfartigen Schmerz aus meinem Magen, und nach wenigen Sekunden fühlte ich eine wohlige Entspannung, die meine Glieder schwer werden ließ und die Furcht, die mich noch immer gepackt hatte, ein wenig milderte. Dankbar reichte ich ihm das Glas zurück, zog die Decke wieder enger um die Schultern und rutschte auf meinem Stuhl ein Stück näher ans Feuer heran. Wir waren wieder in

der Bibliothek: Howard, Rowlf, Priscylla und ich. Ich wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, seit Howard und sein hünenhafter Diener mich gepackt, mir die Kleider vom Leibe gerissen und mich kurzerhand in eine Wanne voll eiskaltem Wasser gesteckt hatten. Ich hatte wie ein Rasender geschrien und um mich geschlagen, so lange, bis Rowlf die Sache zu dumm geworden war und er mich wie ein lästiges Insekt festgehalten hatte, bis das kalte Wasser seine Wirkung tat und ich mich – wenn auch nur langsam – beruhigte. Wenn ich jemals in meinem Leben dicht davor war, den Verstand zu verlieren, dann in diesen Augenblicken.

»Du hast verdammtes Glück gehabt, Junge«, sagte Howard. Er lächelte, schüttelte ein paarmal den Kopf und sah kurz zu Priscylla hinüber. Sie erwiderte seinen Blick ruhig, aber ich glaubte auch ein verhaltenes Flackern in ihren Augen zu erkennen. Howard hatte ihr erzählt, was geschehen war, und sie hatte es mit einer Tapferkeit aufgenommen, die ich nicht an ihr erwartet hätte. Aber sie hatte kein Wort mehr gesagt, seither. Und ich hatte das bestimmte Gefühl, daß sie sich irgendwie die Schuld an dem gab, was geschehen war.

»Glück?« murmelte ich nach einer Weile. Howards Gesicht verfinsterte sich; er schien zu ahnen, was ich sagen wollte.

»Ich dachte, dein Haus wäre sicher.«

»Das dachte ich bis heute auch«, sagte Howard gepreßt. Er atmete hörbar ein. »Ich verstehe das nicht«, murmelte er. »Eigentlich ist es unmöglich.«

»Unmöglich?« Wäre ich nicht zu schwach dazu gewesen, dann hätte ich ihn jetzt ausgelacht. »Dafür, daß es ›unmöglich‹ war, war es verdammt realistisch ...«

Howard fuhr zusammen wie unter einem Hieb. »Ich verstehe das einfach nicht«, sagte er leise.

»Aber ich.«

Ich sah gleichermaßen verwirrt wie erschrocken auf, und auch Howard fuhr mit einer abrupten Bewegung herum und starrte Priscylla an. Sie hatte die ganze Zeit schweigend zugehört, aber der Ausdruck von Schrecken auf ihren Zügen war mit jedem Wort, das Howard sagte, tiefer geworden.

»Es ist meine Schuld«, stieß sie hervor. »Ganz allein.«

»Red keinen Unsinn, Priscylla«, antwortete ich. »Du kannst so wenig dafür wie ich oder Howard.«

Priscylla schüttelte entschieden den Kopf. »Es ist meine Schuld«, beharrte sie. »Wenn ich nicht hier wäre, wäre das alles nicht geschehen, Robert. Ich hätte niemals mit dir kommen dürfen. Solange ich in deiner Nähe bin, werden sie deine Spur niemals verlieren.«

»Kein Wort mehr«, sagte ich scharf.

»Aber es stimmt«, widersprach Priscylla. Ihre Augen schimmerten feucht, und ihre Stimme hörte sich gleichzeitig nervös und sehr entschieden an. »Sie ... sie werden dich niemals in Ruhe lassen, solange ich bei dir bin.«

»Das werden sie auch nicht, wenn du nicht bei mir

bist«, widersprach ich.

»Aber sie werden vielleicht deine Spur verlieren«, fuhr Priscylla unbeeindruckt fort.

Ich musterte sie einen Moment scharf, wandte mich dann an Howard und ballte zornig die Fäuste. »Du hast mit ihr gesprochen.«

»Das hat er«, antwortete Priscylla, ehe Howard Gelegenheit finden konnte, zu antworten. »Und ich bin froh, daß er es getan hat.«

»Und was willst du jetzt tun? Weglaufen? Dich umbringen lassen?« Ich versuchte, meiner Stimme einen spöttischen Klang zu verleihen.

»Ich kann auf jeden Fall nicht bleiben«, antwortete Priscylla entschlossen. »Ich bin eine Gefahr, nicht nur für dich, sondern für jeden hier.«

»Du bleibst«, sagte ich zornig. »Ich lasse es nicht zu, daß du dich opferst. Es würde deinen Tod bedeuten, wenn du jetzt gehen würdest.«

»Und vielleicht euer aller, wenn ich bliebe. Außerdem

– was willst du tun? Mich mit Gewalt festhalten?« »Wenn es sein muß, ja«, erwiderte ich ernst. Priscylla hielt meinem Blick einen Moment lang stand,

senkte dann den Kopf und begann unsicher mit den Händen zu ringen. Ich konnte ihr Gesicht nicht mehr erkennen, aber ich sah, daß ihre Schultern zuckten, und ich hörte, daß sie still in sich hineinweinte.

Meine Gefühle schlugen urplötzlich in Zorn um. »Bravo«, sagte ich, an Howard gewandt. »Das hast du

prima hingekriegt. Meinen Glückwunsch.«

Priscylla sah mit einem Ruck auf. »Er kann nichts dafür, Robert«, sagte sie. »Aber als wir dich oben gefunden haben, da habe ich ihn gefragt. Und ich bin schließlich keine Närrin und kann zwei und zwei zusammenzählen. Ich habe lange genug in Goldspie gelebt.«

Ich antwortete nicht mehr. Natürlich hatte Priscylla recht, mit jedem Wort. Trotzdem flaute mein Zorn auf Howard nicht im mindesten ab. Im Gegenteil.

Rowlf räusperte sich hörbar. »Es ... ist gleich drei«, sagte er verlegen, offenbar darum bemüht, die Spannung irgendwie abzubauen. »Dr. Gray wird jeden Moment kommen.«

Howard nickte, sah zur Kontrolle noch einmal auf seine Taschenuhr und wandte sich dann an mich. »Rowlf hat recht«, sagte er. »Du solltest dir etwas überziehen. Und Sie, Kind«, – damit wandte er sich an Priscylla – »gehen am besten auf Ihr Zimmer und beruhigen sich erst einmal. Wir reden heute abend noch einmal über alles. Gemeinsam.«

Priscylla blickte ihn aus geröteten Augen an. Ihre Finger spielten nervös mit einem Zipfel ihrer Bluse. »Was gibt es da noch zu bereden?«

»Eine Menge«, antwortete Howard. »Sie haben zwar recht, was die Hexer von Goldspie angeht, aber die Konsequenzen, die sie daraus ziehen zu müssen glauben, sind falsch. Unsere Feinde haben unsere Spur aufgenommen, und es würde überhaupt nichts nutzen, wenn Sie jetzt davonliefen. Sie würden Sie umbringen oder bestenfalls zurück nach Goldspie bringen. Ob es uns paßt oder nicht, wir müssen zusammenbleiben und die Sache irgendwie durchstehen.« Er lächelte aufmunternd. »Und jetzt gehen Sie auf Ihr Zimmer und ruhen sich ein wenig aus. Es war alles zuviel, und es war noch niemals gut, einen überhasteten Entschluß zu fassen.«

Priscylla nickte zögernd. Howard gab Rowlf einen kaum merklichen Wink, und der breitschultrige Riese begleitete Priscylla schweigend aus dem Raum. »Keine Sorge«, sagte Howard, nachdem die Tür hinter ihnen geschlossen und ihre Schritte auf der Treppe verklungen waren. »Rowlf wird sie keine Minute aus den Augen lassen.«

Ich starrte ihn an. In meinen Gefühlen schien ein Orkan zu toben. Ich wußte ganz genau, daß er recht hatte und es nur gut mit mir meinte, aber gerade deshalb haßte ich ihn beinahe für einen Augenblick.

»Warum gehst du nicht auch auf dein Zimmer und ziehst dich um?« fragte er, offensichtlich darum bemüht, das Thema zu wechseln. »Der Anwalt wird gleich erscheinen, und Unterhosen und eine Wolldecke sind nicht gerade die richtige Kleidung, um eine Million englischer Pfund in Empfang zu nehmen.«

»Eine Mil...«, krächzte ich ungläubig.

Howard zuckte gleichmütig mit den Schultern. »Vielleicht auch zwei oder drei«, sagte er. »Ich weiß es nicht. Auf jeden Fall solltest du dich jetzt umziehen.«

Ich starrte ihn noch einen Moment an, erhob mich dann zögernd von meinem Platz und ging in mein Zimmer hinauf. Mein Herz begann angstvoll zu schlagen, als ich den Raum betrat. Rowlf hatte das Bettzeug entfernt und auch alle anderen Spuren der grausigen Doppelgängerin Priscyllas entfernt, aber ich vermied es immer noch fast krampfhaft, auch nur in die Richtung zu sehen, in der das Bett stand. Ich vermied es auch, in den Spiegel zu blicken, als ich ins Badezimmer ging, um mich umzukleiden. Es hätte nicht viel gefehlt, und ich hätte angefangen, wie ein kleiner Junge zu pfeifen, der Angst hat, allein in einen dunklen Keller zu gehen. Ich bin niemals ein Feigling gewesen, aber es gibt Dinge, die haben nichts mehr mit Mut oder Tapferkeit zu tun.

Ich brauchte kaum fünf Minuten, mich umzuziehen und das Zimmer wieder zu verlassen. Auf dem Flur traf ich Rowlf.

Ich blieb stehen, blickte ihn einen Moment vorwurfsvoll an und deutete auf die Tür zu Priscyllas Zimmer. »Sie hatten versprochen, sie keinen Moment aus den Augen zu lassen«, sagte ich.

Rowlf grinste. »Machichauchnich«, nuschelte er. »Aberse schläft nu. Unse wird auch weiterschlafn.«

»So schnell.«

Rowlfs Grinsen wurde etwas breiter. »Innem Tee, den

H.P. ihr gegem hat, warn Schlafmittel«, sagte er. »Un außerdem kannse das Fenster nich öffnen, dafür habich gesorgt. Is das beste so, glaubense mir.«

Für einen ganz kurzen Moment verspürte ich Zorn, aber mein logisches Denken gewann rasch wieder die Oberhand. Howard hatte wahrscheinlich das Vernünftigste getan. Priscylla litt mehr unter den Ereignissen, als sie mir gegenüber eingestehen wollte. Sie glaubte wirklich, daß alles, was heute geschehen war, allein ihre Schuld sei. Und sie war jung genug, sich zu einer Unbesonnenheit hinreißen zu lassen. Wir gingen zurück in die Bibliothek, wo uns Howard bereits erwartete.

Dr. Gray kam Schlag drei. Das Läuten der Türglocke vermischte sich mit dem trägen Gong der gewaltigen Standuhr, die in einer Ecke der Bibliothek thronte. Howard gab seinem Majordomus einen wortlosen Wink, strich sich noch einmal glättend über Hemd und Hose und trat dann ebenfalls in die Diele hinaus, um Dr. Gray entgegenzugehen. Ich blieb allein zurück.

Ein unangenehmes Gefühl begann sich in meinem Magen breitzumachen. Ich spürte, daß jetzt ein ganz neuer Abschnitt meines Lebens beginnen würde. Ich war arm gewesen, als mich Andara in den Slums von New York aufgelesen hatte, hatte mich jetzt immerhin – wenigstens äußerlich – in einen normalen, gutsituierten Bürger verwandelt und würde in kurzer Zeit sehr reich sein. Ein Millionär.

Aber das war es nicht allein. Mir fiel plötzlich wieder ein, auf welch seltsame Weise Howard seine Worte betont hatte, als er sagte, ich sei der Erbe meines Vaters. Irgendwie war ich plötzlich vollkommen sicher, daß er mehr als Geld und Reichtümer gemeint hatte.

Howards Rückkehr riß mich aus meinen Gedanken. In seiner Begleitung befand sich ein vielleicht sechzigjähriger, grauhaariger Mann, unauffällig, aber elegant gekleidet und mit einem offenen, sympathischen Gesicht. Seine Augen schienen eine Spur zu klein und waren so grau wie sein Haar, und ihr Blick war von der Art, der nicht die geringste Kleinigkeit entging.

Zögernd ging ich Gray entgegen und streckte die Hand aus, aber er ignorierte sie, blieb stehen und maß mich mit einem undefinierbaren Blick von Kopf bis Fuß. »Das ist er also«, sagte er schließlich.

Howard nickte. »Das ist er, Thomas. Ich habe dir nicht zuviel versprochen.«

Ein dünnes, flüchtiges Lächeln huschte über Grays Züge. »Du bist also Robert«, sagte er, diesmal an mich gewandt. »Rodericks Sohn.« Er lächelte noch einmal, und diesmal auf eine sehr herzliche, warme Art,

die mich sofort für ihn einnahm. »Ja«, sagte er. »Es ist nicht zu übersehen. Du bist sein Sohn, eindeutig.«

»Sie ... kannten meinen Vater?« fragte ich verwirrt.

Gray nickte. »Und ob. Er war mein Freund, Robert. Er hat mir einmal das Leben gerettet.«

Howard grinste. »Das war so eine Art Hobby von ihm«, sagte er erklärend. Es kam mir irgendwie unpassend vor, in einer Situation wie dieser Scherze zu machen, aber Gray lachte leise. Überhaupt hatte er sehr wenig von einem Anwalt, fand ich, und erst jetzt fiel mir auf, daß er nichts von den Utensilien, die ich halbwegs erwartet hatte, bei sich trug – weder eine Aktenmappe noch eine Tasche oder sonstwas.

Mein Blick muß wohl Bände gesprochen haben, denn Gray beendete endlich seine Musterung, sah sich suchend um und ließ sich schließlich auf Howards Stuhl hinter dem Schreibtisch nieder. Howard wies mich mit einer stummen Geste an, auf der anderen Seite des Möbels Platz zu nehmen, zog sich selbst einen Stuhl vom Tisch heran und gesellte sich zu uns.

»Howard«, begann Gray, »hat mir erzählt, was passiert ist. Und nachdem ich dich selbst gesehen habe, glaube ich, mit gutem Gewissen auf alle Formalitäten verzichten zu können. Ich bin hier, um dir das Erbe deines Vaters zu übergeben, Junge.«

Ich schluckte überrascht. »Einfach so?« fragte ich verwirrt. Gray hatte mich nicht einmal nach meinen Papieren gefragt. Und er hätte mich damit auch in arge Verlegenheit gebracht – mein Paß und alle anderen Papiere, die ich bei mir getragen hatte, waren in Goldspie zu Asche gebrannt.

Gray nickte. »Einfach so. Howard vertraut dir, und ich auch.«

»Und Sie –«

Gray brachte mich mit einer raschen Geste zum Verschweigen. »Ich weiß, was du sagen willst, Junge. Ich hätte es auch gerne anders getan, aber ich fürchte, die Geschehnisse zwingen uns zu einem etwas überhasteten Handeln. Natürlich müssen wir deine Identität prüfen – für die Behörden – und eine Unzahl von Papieren und Schriftstücken beibringen, ehe du offiziell dein Erbe antreten kannst. Mach dir da keine falsche Hoffnungen; es wird mindestens ein Jahr dauern, bis es soweit ist, wahrscheinlich länger. Obwohl ich alles in meiner Macht Stehende tun werde, um die Sache zu beschleunigen. Aber Howard

und ich werden dir solange finanziell unter die Arme greifen.«

»Darum geht es nicht, Mister Gray«, sagte ich.

Gray nickte. »Ich weiß. Trotzdem werden wir es tun. Aber ich bin nicht deswegen hier. Du wirst in den nächsten Tagen in meine Kanzlei kommen und eine Unzahl Papiere unterschreiben, die ich vorbereiten lasse, und alles andere erledige ich für dich. Der Behördenkram ist ganz schön langweilig. Aber für Howard und mich besteht nicht der geringste Zweifel an deiner Identität.« Er tauschte einen raschen Blick mit Howard, der bestätigend nickte und sich schon wieder einen seiner stinkenden schwarzen Zigarillos ansteckte.

»Deshalb«, fuhr Gray nach einer sekundenlangen Pause fort, »bin ich auch hier. Um mich selbst zu überzeugen, daß du Robert Craven, Roderick Andaras Sohn, bist. Und nachdem ich dies getan habe, kann ich dir das hier überreichen.« Er griff in die Brusttasche seines Fracks, zog einen schmalen, mit rotem Siegelwachs verschlossenen Umschlag hervor und reichte ihn mir mit einer fast feierlichen Geste über den Tisch.

Verwirrt blickte ich ihn an, drehte ihn einen Moment hilflos in den Händen und sah wieder auf. »Was ist das?«

»Dein Erbe«, sagte Howard an Grays Stelle. Seine Stimme klang plötzlich sehr ernst. »Dein Vater bat mich und Dr. Gray vor vielen Jahren, dich zu suchen und dir diesen Brief zu übergeben, falls ihm etwas zustoßen sollte.« Er atmete hörbar ein, stand plötzlich auf und tauschte einen zweiten Blick mit Gray. Auch der Anwalt erhob sich.

»Es ist das beste, wenn wir dich allein lassen, damit du ihn in Ruhe lesen kannst«, sagte er. »Wir warten draußen. Ruf uns, wenn du uns brauchst oder eine Frage hast.« Bevor ich Gelegenheit hatte zu widersprechen, wandten sie sich beide um und gingen mit schnellen Schritten aus dem Raum.

Verstört starrte ich die geschlossene Tür hinter ihnen eine endlose Sekunde lang an, ehe ich den Blick wieder auf den schmalen weißen Briefumschlag in meinen Händen senkte. Es war ein ganz normaler, vollkommen unauffälliger Brief, ohne Absender-oder Empfängerangabe, nur mit ein wenig rotem Siegelwachs verschlossen. Meine Finger zitterten, als ich den Umschlag vor mir auf den Schreibtisch legte und das Siegel erbrach.

Der Umschlag enthielt nur ein einziges Blatt, das eng mit Andaras kleiner, verschnörkelter Handschrift beschrieben war. Ich zögerte

noch einen winzigen Moment, dann nahm ich das Blatt vollends heraus, trat damit ans Fenster, um die winzige Schrift besser entziffern zu können.

›Robert‹, las ich. ›Wenn du diesen Brief in Händen hältst und liest, dann bin ich, dein Vater, tot. Ich weiß nicht, ob ich jemals vorher Gelegenheit haben werde, dich persönlich kennenzulernen und dir zu erzählen, wie alles gekommen ist, und ich weiß nicht, ob du mir verzeihen kannst, was ich dir angetan habe.‹

Meine Verwirrung wuchs. ›Mir angetan?‹

›Ich habe meine beiden engsten Vertrauten gebeten, dir diesen Brief auszuhändigen, falls ganz bestimmte Umstände eintreten sollten‹, las ich weiter. ›Ich bete zu Gott, daß dies niemals der Fall sein wird, aber die Tatsache, daß du meine Worte jetzt lesen kannst, beweist, daß das eingetreten ist, was ich seit deiner Geburt befürchtet habe. Du wirst vieles von dem, was dir Howard oder Dr. Gray erzählen mögen, nicht verstehen und nicht glauben, aber es ist die Wahrheit, und der einzige Grund, aus dem ich dir diese Zeilen schreibe, ist, dich zu warnen. Ich habe dich verleugnet und zu fremden Menschen in Pflege gegeben, um dich zu beschützen, Robert, denn ich habe mächtige Feinde, die sich nicht mit meinem Tod allein zufriedengeben werden, sondern auch dich zu vernichten trachten.

Ich will dir jetzt mit wenigen Worten sagen, was dir Howard und Dr. Gray noch genauer erklären mögen, sollten sie jemals gezwungen werden, dir diesen Brief auszuhändigen.

Ich bin kein Mensch wie die, unter denen du aufgewachsen bist, Robert. Ich bin ein Magier. Ein Hexer. Und du bist mein Sohn. Die Kräfte, über die ich verfüge, schlummern auch in dir, und wenn du den Gefahren, die dich bedrohen, entgehen willst, dann mußt du sie wecken und zu einem Hexer wie ich werden. Du begreifst jetzt vielleicht noch nicht, welchen Preis du dafür wirst zahlen müssen, aber es ist die einzige Möglichkeit. Vertraue dich meinem Freund Howard an; er gehört zu den wenigen Menschen, denen ich jemals vertraut habe und bei denen ich dieses Vertrauen nicht bereuen mußte. Bitte ihn, dir meine Aufzeichnungen zu geben, die Bücher und Folianten, die ich während meines ganzen Lebens zusammengetragen habe und die mein Vermächtnis darstellen. Alles, was ich jemals gelernt und erlebt habe, die ganze Erfahrung meines Lebens, ist darin aufgezeichnet, und gemeinsam mit Howard wirst du aus ihnen lernen, was zu lehren ich nicht mehr in der Lage bin. Vielleicht wirst du mich hassen, wenn deine Ausbildung beendet ist, und vielleicht ist dies

nichts als die gerechte Strafe dafür, daß ich mich mit Mächten eingelassen habe, die dem Menschen für ewig verschlossen sein sollten. Ich bete zu Gott, daß es nicht so ist.

In Liebe

Dein Vater‹

Das Geräusch der Tür drang in meine Gedanken. Mit einer fast erschrockenen Bewegung ließ ich das Blatt sinken und wandte mich um.

Howard und Gray hatten das Zimmer wieder betreten und standen jetzt nebeneinander unter der Tür. Der Ausdruck auf ihren Gesichtern hatte sich grundlegend geändert. Jede Spur von Freundlichkeit war von Grays Zügen gewichen; er wirkte angespannt, irgendwie lauernd und sprungbereit. Und nicht mehr annähernd so alt und hilflos wie noch vor Augenblicken.

Howard dagegen war so nervös, wie ich ihn noch nie zuvor bemerkt hatte. Seine Finger spielten, ohne daß er es merkte, mit einem Knopf seiner Weste und waren drauf und dran, ihn abzudrehen, und in seinem Mundwinkel glomm eine schwarze Zigarre, auf deren Ende er wie wild herumkaute.

»Nun?« fragte er, nachdem Gray und er mich gründlich und auf eine Art, die mich schaudern ließ, gemustert hatten. »Hast du es gelesen?«

Ich nickte und schüttelte unmittelbar darauf den Kopf. »Gelesen schon«, sagte ich. »Aber es ... es stand nichts darin, was ich nicht schon wußte.«

Howard lächelte. »Ich weiß«, sagte er. »Ich war dabei, als er den Brief geschrieben hat.«

»Aber darum geht es nicht«, fügte Gray hinzu. Plötzlich erwachte er aus seiner Erstarrung, ging mit raschen Schritten auf mich zu und nahm mir den Brief aus der Hand. Ich war viel zu verwirrt, um zu reagieren. Mit offenem Mund sah ich zu, wie er sich umwandte und zum Kamin ging.

»Moment mal«, sagte ich endlich. »Was ... was haben Sie vor?«

»Den Brief verbrennen, was denn sonst?« erwiderte Gray ungerührt. Er ging zum Kamin, beugte sich vor und warf das Blatt ohne ein weiteres Wort in die Flammen.

Ich schrie auf und wollte hinter ihm hereilen, aber Howard vertrat mir mit einem raschen Schritt den Weg und hielt mich zurück.

»Laß ihn«, sagte er. »Es muß sein.«

Für eine Sekunde kämpfte ich gegen seinen Griff an, aber Howard war viel stärker, als ich vermutet hatte. »Warum?« keuchte ich. »Der Brief ist ...«

»Vollkommen unwichtig«, fiel mir Gray ins Wort. »Und gefährlich dazu. Ich mußte ihn vernichten, damit nicht versehentlich ein Unglück geschieht.«

Jetzt verstand ich gar nichts mehr. Ich ließ die Arme sinken, trat einen Schritt zurück und blickte abwechselnd von Gray zu Howard und zurück. »Was hat das zu bedeuten? War er denn ... nicht von meinem Vater?«

»Doch«, sagte Howard. »Aber das, was in ihm stand, spielte keinerlei Rolle. Ich hätte dir jedes Wort auswendig aufsagen können. Und du wußtest es ja auch schon.«

»Aber trotzdem –«

»Du hast dich gewundert, daß alles so leicht und unbürokratisch ging«, fiel mir Gray ins Wort. »Daß wir dir so vorbehaltlos vertrauten. Aber das konnten wir nicht, Robert.«

»Du hast erlebt, wie raffiniert unsere Feinde sind«, fuhr Howard fort. Plötzlich kamen sie mir wie zwei Männer vor, die eine genau einstudierte Szene ablaufen ließen und sich die Stichworte zuwarfen wie zwei Artisten die Bälle. Wahrscheinlich war es so.

»Wir mußten sichergehen«, sagte Gray nun wieder. »Dieser Brief war eine Art Prüfung, Robert.«

»Eine ... Prüfung?«

Howard nickte. »Nur der echte Robert Craven hätte das Siegel erbrechen und ihn lesen können. Dein Vater hat ihn vor langer Zeit mit einem magischen Siegel verschlossen.«

Einen Moment lang schwieg ich. Ein ungutes, seltsames Gefühl breitete sich in mir aus. »Und wenn ich ... nicht der Richtige gewesen wäre?« fragte ich.

Howard sah mich ernst an. »Dann wärst du jetzt tot«, sagte er ruhig.

Ein eisiger Schrecken durchfuhr mich. Für Sekunden saugte sich mein Blick an dem zerkrümelten Häufchen weißer Asche fest, die von dem Brief übrig geblieben war. Vielleicht hätte ich jetzt Zorn auf Gray und Howard verspüren müssen, aber ich tat es nicht.

»Komm«, sagte Howard. »Setzen wir uns, Robert. Es gibt viel zu bereden.«

** *

Es war Abend geworden, aber wir redeten noch immer. Das heißt, Howard und Gray redeten, und ich hörte mit wachsender Verwirrung zu und stellte nur hier und da eine Zwischenfrage, wenn ich etwas nicht verstand oder auch einfach nicht glauben wollte (was mehr als einmal vorkam). Im Grunde erzählten sie mir nichts Neues – das meiste von dem, was ich hörte, hatte ich bereits aus dem Munde meines Vaters vernommen oder mir auch zusammengereimt. Und trotzdem erschreckten mich ihre Worte zutiefst, berichteten sie mir doch in allen Einzelheiten von einer Welt, die praktisch neben der unseren existierte und tausendmal rätselhafter und gefahrvoller war, als ich mir noch vor wenigen Wochen hätte träumen lassen. Howard, Gray und mein Vater waren keineswegs die einzigen Menschen, die den Kampf gegen die Mächte der Finsternis aufgenommen hatten. Sie hatten zahllose Verbündete, überall auf der Welt, aber auch ihre Gegner waren mächtig, so mächtig, daß meine Hoffnung, den Kampf gegen sie jemals gewinnen zu können, fast mit jedem Wort Howards oder Grays mehr dahinschmolz.

Ich erfuhr alles: die Geschichte Salems und seiner Zerstörung, das Schicksal der Flüchtlinge, die sich in Jerusalems Lot niedergelassen und ein Jahrhundert später von ihrem Schicksal eingeholt worden waren, die Geschichte meines Vaters, der das drohende Unheil vorausgesehen und vergeblich gewarnt hatte.

Vor den Fenstern brach wieder die Dämmerung herein, und Rowlf brachte uns ein warmes Essen und reichlich Kaffee, um den ich ihn bat, um meine Augen am Zufallen zu hindern, aber Gray und Howard redeten weiter, sachlich, beinahe kühl, ohne irgend etwas zu beschönigen oder zu dramatisieren. Und endlich kam Howard zu dem einzigen Punkt im Brief meines Vaters, den ich nicht begriffen hatte.

»Du siehst, Robert«, sagte er ernst, »dir bleibt gar keine andere Wahl, als dich deinen Feinden zu stellen. Und das Vermächtnis deines Vaters

anzunehmen.«

»Und wenn ich nicht will?« fragte ich zögernd.

Seltsamerweise lächelte Howard auf meine Frage. »Dein Wunsch ist nur zu verständlich, Robert«, sagte er. »Auch ich habe mich gewehrt, als ich zum ersten Mal von Hexerei und Schwarzer Magie erfuhr. Als mir die Existenz Chtulhus und der Big Old Ones bewußt wurde, habe ich mich wochenlang verkrochen und versucht, die Augen vor der Wahrheit zu verschließen. Aber das geht nicht. So leid es mir tut, Robert, es ist unmöglich.« Er lächelte. »Dein Vater hat es einmal sehr treffend ausgedrückt: Es ist, als ob man in heißen Teer faßt. Man kann sich noch so lange die Hände reiben, es bleiben Schmutz und ein übler Geruch zurück. Du wirst es nie wieder los.«

Das also hatte mein Vater damit gemeint, als er schrieb: Vielleicht wirst du mich hassen ...

»Du hast den Brief gelesen«, fuhr Howard nach einer Weile des Schweigens fort. »Wir werden tun, was dein Vater verlangte, Robert. Du besitzt die gleichen Talente wie er, und wir werden sie gemeinsam wecken und ausbilden. Aber dazu müssen wir London verlassen.«

Ich sah auf. »Du meinst, wegen seines ... Vermächtnisses?«

»Seine Bücher und Aufzeichnungen.« Howard nickte. »Ja. Du hast mir erzählt, was auf der LADY OF THE MIST geschehen ist. Du hast die Kiste mit seinen Büchern einen Moment in Händen gehalten, ohne freilich zu ahnen, welchen Schatz du da hattest. Alles, was dein Vater jemals gelernt und herausgefunden hat, ist in diesen Büchern und Folianten, Robert. Wir müssen die Kiste bergen.«

»Aber sie ist versunken«, wandte ich ein. »Zusammen mit dem Schiff.«

»Glaubst du, daß du die Stelle wiederfindest?«

Ich nickte. Selbst wenn das Schiff mittlerweile vollends auseinandergebrochen und auf den Meeresboden gesunken war, würde ich sie wiederfinden. »Das schon. Aber die Strömung ist dort mörderisch. Ich glaube nicht, daß –«

Howard unterbrach mich mit einer knappen Geste. »Ich kenne Leute, die selbst in die Niagarafälle tauchen könnten«, sagte er überzeugt. »Und ich habe auch noch ein paar ... äh, andere Möglichkeiten. Wenn wir die Stelle wiederfinden, an der das Schiff versank, dann können wir die Kiste auch bergen. Es könnte lebenswichtig für dich sein.«

»Wenn sie noch da ist«, murmelte Gray.

Howard nickte betrübt. »Wenn sie noch da ist«, bestätigte er. »Unsere Feinde sind schlau, wie sie bewiesen haben. Es würde mich nicht wundern, wenn sie ebenfalls von der Existenz dieser Kiste wüßten und versuchten, sie zu bergen. Deshalb brechen wir noch morgen auf.«

»Morgen schon?« Der Gedanke, so schnell nach Schottland – und in die Nähe des Hexerdorfes – zurückzukehren, erschreckte mich.

»Am besten wäre sogar heute«, erwiderte Howard ernsthaft. »Jede Stunde kann entscheidend sein. Aber wir sind alle übermüdet und brauchen dringend eine Nacht Schlaf. Rowlf wird unser Gepäck vorbereiten und Fahrkarten und alles andere besorgen. Morgen früh brechen wir auf.«

»Wir fünf?«

Howard verneinte. »Dr. Gray bleibt hier. Und mir wäre wohler, wenn Priscylla ebenfalls in London zurückbliebe.«

»Ich kenne einen Ort, an dem sie sicher ist«, sagte Gray.

Ich widersprach nicht. So zuwider mir die Vorstellung war, mich von Priscylla zu trennen, sah ich die Notwendigkeit doch ein. Sie auch nur in die Nähe Goldspies zu bringen, wäre mehr als unverantwortlich. Es wäre Mord.

Zögernd nickte ich.

Howard und Gray atmeten erleichtert auf. »Dann wäre es jetzt wohl das beste, wenn wir für heute Schluß machen und uns zurückziehen«, sagte er. »Ich –«

Aus dem oberen Stockwerk des Hauses drang ein gellender Schrei, gefolgt von einem berstenden Laut und dem Splittern von Glas.

Mit einem einzigen, erschrockenen Satz fuhr ich aus meinem Sessel hoch. »Priscylla!« keuchte ich. »Das kam aus Priscyllas Zimmer!«

Ich wirbelte herum, war mit zwei Schritten bei der Tür, riß sie auf – und erstarrte mitten im Schritt.

Auf der Treppe tobte ein verzweifelter Kampf. Es war Rowlf, der sich mit gleich drei Gegnern gleichzeitig schlug, aber trotz seiner überlegenen Körperkräfte machte er keine sehr gute Figur dabei. Die

drei Burschen waren in zerlumpte Anzüge gekleidet und mit langen, gefährlich aussehenden Springmessern bewaffnet, mit denen sie Rowlf Schritt für Schritt vor sich hertrieben. Die Art, in der sie ihre Messer handhabten, sagte mir, daß sie Meister mit diesen Waffen waren. Geübte Messerstecher, die – auch noch zu dritt – selbst einen Mann wie Rowlf nicht zu fürchten brauchten. Der breitschultrige Riese blutete bereits aus zahlreichen Schnitten und Stichen, die seine Unterarme und seine Hände übersäten. Sein Hemd war zerfetzt, und auf seinem Gesicht lag eine Mischung aus Zorn und langsam aufkeimender Furcht.

Howard und Gray tauchten neben mir auf, aber ich hielt sie mit einer raschen Handbewegung zurück. »Rowlf!« schrie ich. »Zurück. Laß dich nicht einkreisen!«

Zwei der drei Burschen fuhren beim Klang meiner Stimme überrascht zusammen und wandten den Blick. Für einen Moment waren sie abgelenkt – und Rowlf nutzte seine Chance mit einer Reaktionsschnelligkeit, die ich ihm nicht zugetraut hatte. Mit einem wütenden Knurren schoß er vor, packte den dritten Burschen bei den Rockaufschlägen und nahm dabei einen neuerlichen, tiefen Stich in den Oberarm in Kauf. Der Mann schrie, strampelte wild mit den Beinen und schwang sein Stilett. Aber einmal von Rowlfs gewaltigen Pranken gepackt, hatte er keine Chance mehr. Ich hörte ein leises Knacken, als Rowlf seinen Arm verbog; der Bursche schrie noch einmal, ließ sein Messer fallen und starrte ungläubig auf sein gebrochenes Handgelenk. Rowlf versetzte ihm einen Hieb mit der flachen Hand, ließ ihn los und gab ihm einen Stoß vor die Brust, der ihn rücklings gegen seine beiden Kameraden taumeln und sie alle drei die Treppe hinunterkugeln ließ. Das Ganze nahm weniger als eine Sekunde in Anspruch.

Als sich die Burschen wieder aufrichten wollten, waren Howard und ich über ihnen. Der eine, den Rowlf gepackt hatte, stellte keine Gefahr mehr da, sondern krümmte sich am Boden und preßte dabei seine Hand gegen die Brust, aber die beiden anderen waren keineswegs außer Gefecht gesetzt. Ich wich im letzten Moment einem Stich aus, der nach meinem Gesicht zielte, packte das Handgelenk des Messerstechers und zerrte ihn, seinen eigenen Schwung ausnutzend, auf die Füße. Gleichzeitig riß ich das rechte Bein hoch.

Der Bursche keuchte, als sein Gesicht mit meiner Kniescheibe kollidierte. Das Messer entglitt seinen Fingern, gleichzeitig spürte ich, wie die Spannung aus seinen Muskeln wich und sein Körper schlaff wurde. Ich fuhr herum, um Howard zu Hilfe zu eilen, noch ehe er

vollends zusammengesunken war.

Howard hatte weniger Glück gehabt als ich. Sein Mann war auf die Füße gekommen und stach wild mit seinem Stilett auf ihn ein. Bisher hatte er ihn noch nicht getroffen, denn Howard wich immer wieder blitzschnell aus, wenn seine Klinge vorschoß, aber ich sah, daß er den ungleichen Kampf nur noch wenige Augenblicke

durchstehen würde.

»Heda«, sagte ich.

Der Messerstecher ließ für einen Augenblick von Howard ab und sah über die Schulter zu mir zurück. Das war ein Fehler, aber er bekam keine Gelegenheit mehr, ihn zu bereuen. Ich traf eine empfindliche Stelle, packte seinen Arm, als er sich zusammenkrümmte, knickte gleichzeitig in den Hüften ein und schleuderte ihn, seine eigene Bewegung noch verstärkend, in hohem Bogen über meine Schulter. Mit einem Schrei segelte er zwei, drei Meter durch die Luft, prallte gegen das Treppengeländer und zertrümmerte es.

Aber der Bursche war härter im Nehmen, als ich geglaubt hatte. Er blieb eine Sekunde reglos liegen, stemmte sich dann taumelnd wieder hoch und griff nach einem Stück des zerbrochenen Treppengeländers, um es wie eine Keule zu schwingen. Sein Gesicht hatte alle Farbe verloren, aber in seinen Augen loderte ein tödliches Feuer.

Ich kannte diesen Blick, hatte ihn oft genug gesehen. Der Blick eines Killers.

Rowlf stieß ein wütendes Knurren aus und wollte auf ihn eindringen, aber ich hielt ihn hastig zurück. »Nicht«, sagte ich. »Laß mich das machen.« Dann wandte ich mich wieder an den Messerstecher.

»Gib auf«, sagte ich leise. »Du hast keine Chance mehr. Wir sind zu viele.«

Statt einer Antwort beugte der Bursche den Oberkörper leicht vor, spreizte die Beine und schwang herausfordernd seinen Knüttel. Rowlf machte einen Schritt auf ihn zu, gleichzeitig kreisten Howard und ich ihn ein. Wenn wir alle zugleich angriffen, hatte er keine Chance.

»Aufhören!«

Die Stimme war so scharf, daß wir unwillkürlich mitten im Schritt verharrten. Abrupt hob ich den Kopf und sah nach oben.

Am oberen Ende der Treppe stand eine Frau. Eine sehr schlanke, dunkel-und langhaarige Frau, deren Gestalt fast zur Gänze von einem knöchellangen schwarzen Umhang verborgen wurde. Mein Blick saugte sich an ihrem Gesicht fest.

Ich kannte dieses Gesicht! Es waren die Züge, die ich für den Bruchteil eines Augenblickes gesehen hatte, bevor die vermeintliche Priscylla anfing, sich auf so grausame Weise zu verändern!

»Hört sofort auf«, sagte sie noch einmal. Rowlf fuhr mit einem ärgerlichen Knurren herum und machte Anstalten, die Treppe hinaufzustürmen, prallte aber mitten im Schritt zurück, als ihn der Blick der Fremden traf. Etwas Unheimliches ging von der Frau aus, eine Aura der Macht, wie ich sie nur einmal zuvor in meinem Leben gespürt hatte: in der Gegenwart meines Vaters.

Plötzlich wußte ich, wer sie war.

Ihr Blick richtete sich auf mich, als hätte sie meine Gedanken gelesen. Und ihre nächsten Worte bewiesen mir, daß es wirklich so war.

»Du vermutest richtig, Robert Craven«, sagte sie. Ihre Stimme klang kalt. »Du hättest auf die Warnung hören sollen. Ich bin der dritte Magier aus Goldspie.« Sie lachte, sehr leise und sehr böse. »Hast du wirklich geglaubt, uns entkommen zu können?«

»Was ... was willst du?« fragte ich. Mein Gaumen fühlte sich plötzlich trocken wie Pergament an.

»Dich«, antwortete sie.

Eine Bewegung, die ich aus den Augenwinkeln wahrnahm, ließ mich herumfahren. Die beiden Messerstecher kämpften sich mühsam und mit schreckensbleichen Gesichtern auf die Füße und begannen, sich links und rechts von uns aufzubauen.

»Laßt sie«, befahl die Hexe scharf. »Eure Aufgabe ist erfüllt. Kommt her.«

Die drei Burschen gehorchten sofort. Als gäbe es uns plötzlich gar nicht mehr, wandten sie sich wie ein Mann um und begannen die Treppe hinaufzueilen. Ihre Bewegungen wirkten ein wenig steif, als gehorchten sie nicht mehr ihrem eigenen Willen.

Die Hexe wartete, bis die drei hinter ihr Aufstellung genommen hatten, und fuhr im gleichen, harten Tonfall fort: »Ich will dich,

Robert Craven. Du wirst für den Frevel bezahlen, den du begangen hast. Hast du wirklich geglaubt, du könntest zwei von uns töten, ohne dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden?«

»Nimm dich in acht, Hexe«, sagte Howard an meiner Seite. »Du bist hier in …«

»Ich weiß sehr genau, wo ich bin«, unterbrach ihn die Frau. »Und ich bin nicht so dumm, euch hier mit Waffen anzugreifen, die versagen würden.« Sie lachte leise. »Mit dir, Howard, beschäftigen wir uns später. Es gibt andere, die einen Anspruch darauf haben, dich zu vernichten, und ich will mich ihnen nicht in den Weg stellen. Robert wird mich begleiten.«

Howard lachte. »Das wird er nicht.«

»Nein?« Etwas lauerndes war plötzlich in ihrer Stimme. »Ich bin ziemlich sicher, daß er es tun wird«, fuhr sie in beinahe beiläufigem Ton fort. »Jedenfalls, wenn er Wert darauf legt, sein kleines Flittchen wiederzusehen.«

Ein eisiger Schrecken durchfuhr mich. Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Deshalb also dieser scheinbar sinnlose Überfall! Die drei Messerstecher hatten keinen anderen Auftrag gehabt als den, uns lange genug aufzuhalten!

Ich stieß einen krächzenden Schrei aus und stürmte vor, aber Howard riß mich blitzschnell am Arm zurück. »Bist du wahnsinnig?« fragte er. »Sie wird dich umbringen!«

»Selbstverständlich«, sagte die Hexe lächelnd.

Ich riß meinen Arm los und stieß ihn zurück. »Priscylla!« keuchte ich. »Sie haben Priscylla!«

»Denkst du etwa, sie werden sie laufen lassen, wenn du dich ihnen auslieferst?« schnappte Howard. Sein Blick bohrte sich in den der dunkelhaarigen Frau. »Sie werden euch beide töten.«

Die Hexe begann langsam die Treppe herabzugehen. Ihre drei Begleiter folgten ihr in geringem Abstand. Howard, Gray und ich wichen unwillkürlich ein Stück zur Seite, als sie die Treppe herabkamen.

Ihr Blick war eisig, als sie auf der letzten Stufe stehenblieb und mich ansah. »Nun?« fragte sie. »Wie ist deine Entscheidung?«

»Was ... was werdet ihr mit Priscylla tun, wenn ich mitkomme?« fragte ich.

Sie zuckte mit den Achseln. »Nichts. Ich lasse sie laufen. Du bist es, den wir haben wollen, nicht diese kleine Schlampe. Sie ist ohne Wert für uns.«

»Glaube ihr nicht!« keuchte Howard. »Sie lügt.«

»Vielleicht«, antwortete sie. »Aber vielleicht auch nicht. Er wird es nie erfahren, wenn er hierbleibt. Dann wird er nur wissen, daß er Schuld an ihrem Tod hat. Einem sehr unangenehmen Tod«, fügte sie in etwas schärferem Ton hinzu.

Unsicher sah ich Howard an. In meinem Inneren tobte ein Sturm einander widerstrebender Gefühle. Ich wußte ganz genau, daß Howard recht hatte und sie uns vermutlich beide umbringen würden, wenn nicht Schlimmeres. Aber ich konnte an nichts anderes denken als an Priscylla, meine kleine, liebliche Priscylla, die jetzt in der Gewalt dieser Hexe war.

»Ich komme mit«, sagte ich leise.

** *

Der Wagen war fast eine Stunde lang in halsbrecherischem Tempo durch die Stadt gejagt. Die Vorhänge vor den Fenstern waren zugezogen, und ich hatte es nicht gewagt, mich zu rühren, so daß ich keine Ahnung hatte, wo wir waren. Um ehrlich zu sein, hätte ich auch keine Ahnung gehabt, wenn ich meine Umgebung gesehen hätte – London war eine fremde Stadt für mich, und außer dem Picadilly Circus, dem Hauptbahnhof und dem Hotel WESTMINSTER hatte ich bisher wenig davon zu Gesicht bekommen. Aber das Tempo, mit dem der Kutscher seine Pferde antrieb, und die hallenden, unheimlichen Echos, die der Lärm des dahinjagenden Fahrzeuges in den Straßen hervorrief, verrieten mir zumindest, daß wir uns nicht der Stadtmitte näherten, sondern in einem der weniger dicht bevölkerten Teile der Stadt waren.

Schließlich, nach Ewigkeiten, wie es mir vorkam, verlangsamte sich unsere Fahrt. Die Kutsche hörte auf, wie ein Schiff auf hoher See zu schaukeln, und das rasende Stakkato der Pferdehufe wurde langsamer.

Dafür begann mein Herz schneller zu schlagen. Wir näherten uns

unserem Ziel.

Meinem Tod.

Seltsamerweise hatte ich keine Angst; nicht um mich. Alles, woran ich denken konnte, war Priscylla. Ich war allein in der Kutsche. Meine geheimnisvolle Entführerin war nicht mit eingestiegen. Vielleicht gab es sie gar nicht.

Vielleicht war die Frau, die ich in Howards Haus gesehen hatte, nichts als eine Illusion gewesen.

Meine Hand glitt unter den Umhang und berührte die Klinge des Stockdegens, den ich eingesteckt hatte. Ich war mir darüber im klaren, daß mir die Waffe herzlich wenig nutzen würde, aber allein das Gefühl, sie dabei zu haben, beruhigte mich ein wenig.

Der Degen war nicht die einzige Waffe, die ich hatte. In meiner rechten Rocktasche befand sich eine kleine, zweischüssige Damenpistole, die mir Howard zugesteckt hatte, bevor ich das Haus verließ, ohne daß einer der drei Schläger oder die Hexe es bemerkten. Den Degen würden sie mit Sicherheit finden und mir abnehmen, aber bei der winzigen Schußwaffe hatte ich eine Chance.

Der Wagen hielt an. Die Pferde stampften unruhig, dann hörte ich schnelle, trappelnde Schritte, und die Tür wurde von außen aufgerissen. Ein Schwall eisiger Luft wehte ins Wageninnere. Es roch plötzlich nach Nebel und Wasser. Ein breitflächiges, von Narben zerfurchtes Gesicht starrte zu mir herein.

»Rauskommen!« befahl eine harte Stimme.

Gehorsam stand ich auf, trat gebückt durch die Tür und sprang auf die Straße hinab. Mit einer Mischung aus Neugier und allmählich aufkeimender Furcht sah ich mich um. Wir waren am Hafen. Wenige Schritte vor den Pferden hörte die gepflasterte Straße abrupt auf und ging in den zerbröckelten Betonrand eines gewaltigen, mindestens eine halbe Meile durchmessenden Hafenbeckens über. Das Wasser darin roch unangenehm und glänzte wie schwarzer Teer unter dem Licht des Mondes, und die Gebäude, die das Becken an drei Seiten säumten, hockten wie schwarze Schatten in der Nacht da. Nirgendwo war Licht oder irgendein anderes Zeichen menschlichen Lebens zu gewahren. Wir mußten in einem Teil des Hafens sein, der wenigstens jetzt, in der Nacht, vollkommen menschenleer war. Natürlich. Was hatte ich erwartet?

»Mitkommen«, befahl mein Begleiter. Er war einen guten Kopf größer als ich – was bemerkenswert war, denn ich bin nicht gerade kleinwüchsig – unglaublich breitschultrig, und trug den schwarzen Mantel und Zylinder eines Droschkenkutschers. Aber das war er nicht. Sein Gesicht war das eines jener verkommenen Subjekte, die man in einer Gegend wie dieser anzutreffen erwartet, und seine Augen waren so matt und glanzlos wie die der drei Burschen, die uns überfallen hatten.

»Wohin?« fragte ich.

Er deutete wortlos auf einen niedrigen, halb verfallenen Lagerschuppen zu unserer Rechten. Ich warf einen letzten Blick in die Runde, ehe ich mich zögernd in Bewegung setzte. Wir waren allein, der nächste lebende Mensch schien eine Million Meilen entfernt. Obwohl ich mit aller Macht dagegen ankämpfte, wurde das Gefühl der Furcht in mir stärker, mit jedem Atemzug.

Unsere Schritte erzeugten unheimliche, klappernde Echos auf dem Kopfsteinpflaster, als wir uns dem Gebäude näherten. Die Tür stand halb offen, und als wir näher herankamen, sah ich flackernden rötlichen Lichtschein ins Freie dringen. Ein Geruch wie nach brennendem Holz und Weihrauch stieg mir in die Nase.

Ich zögerte instinktiv, die Ruine zu betreten, aber mein Begleiter gab mir ohne viel Federlesens einen derben Stoß in den Rücken und knurrte irgend etwas, das ich nicht verstand. Gehorsam stolperte ich weiter.

Der Schuppen war leer. Durch die zahllosen Löcher und Ritzen des Daches fiel bleiches Mondlicht ins Innere; rechts und links des Einganges brannten zwei flackernde Kohlefeuer in niedrigen Eisenbecken, und genau in der Mitte des riesigen, leergeräumten Raumes war ein schwarzer Block aus Basalt oder anderem Stein aufgestellt worden. Das Ganze erinnerte mich auf bedrückende Weise an die Bilder einer barbarischen Opferzeremonie, die ich einmal in einem Buch gesehen hatte.

Aber dies hier war keine Zeichnung, sondern bittere Realität. Und ich hatte das ungute Gefühl zu wissen, wer auf diesem Stein geopfert werden sollte.

»Tritt näher, Robert«, sagte eine Stimme. Zögernd drehte ich mich herum.

Zu meiner Linken zeichneten sich die schattenhaften Gestalten eines

halben Dutzends Menschen ab. Vier von ihnen kannte ich – es waren die drei Messerstecher und die Hexe. Die beiden anderen waren mir unbekannt. In meinem Mund machte sich ein bitterer Geschmack breit. Ich mußte all meine Kraft zusammennehmen, um ihnen entgegenzutreten.

»Also?« sagte ich, nicht halb so selbstbewußt, wie ich es gerne gewollt hätte. »Ich bin gekommen, wie du es verlangt hast. Wo ist Priscylla?«

Die Hexe trat einen Schritt vor und musterte mich von Kopf bis Fuß. Eine seltsame Mischung aus Verachtung und Triumph spiegelte sich in ihrem Blick.

»Robert Craven«, sagte sie. Ihre Stimme bebte vor verhaltener Erregung. »Roderick Andaras Sohn. Der letzte aus dem Geschlecht der alten Magier.« Ihr Blick flammte. »Der Fluch erfüllt sich«, sagte sie. »Endlich. Nach so langer Zeit wird der Fluch der Hexen von Salem wahr.«

»Wo ist Priscylla?« fragte ich noch einmal, ihre Worte bewußt ignorierend. »Es war abgemacht, daß du sie freiläßt, wenn ich mich ausliefere.«

Sie lächelte, aber auf eine Art, die mir einen eisigen Schauder über den Rücken jagte. »Abgemacht«, wiederholte sie. »Sicher, es war abgemacht. Aber ich fürchte, ich kann die Abmachung nicht halten.«

Eine Welle heißen Zorns stieg in mir hoch. Mit einem wütenden Schrei trat ich auf sie zu und hob die Arme.

Zwei unglaublich kräftige Hände legten sich von hinten um meine Oberarme und preßten sie gegen meinen Körper. Mit einem harten Ruck wurde ich zurückgerissen. Eine Hand klatschte in mein Gesicht und trieb mir einen Schmerzensschrei über die Lippen, eine zweite Hand fuhr unter meinen Mantel, entriß mir den Stockdegen und schleuderte ihn davon. Dann traf mich ein Stoß, der mich vorwärtstaumeln und auf die Knie fallen ließ.

Ich dachte nicht mehr. Irgend etwas schien in mir zu zerbrechen, ich fühlte einen Haß, wie ich nie zuvor in meinem Leben gespürt hatte, ein Gefühl von einer Intensität, das ich noch vor wenigen Augenblicken nicht einmal für möglich gehalten hätte. Mit einer Bewegung, die selbst für meinen Bewacher zu schnell kam, war ich wieder auf den Füßen, wirbelte herum und schlug mit aller Macht zu.

Meine Faust traf den Riesen genau zwischen die Augen. Ein greller

Schmerz zuckte durch mein Handgelenk; ich fühlte, wie meine Knöchel aufplatzten und Blut an meiner Hand herablief. Der Bursche torkelte zurück, starrte mich für die Dauer eines Herzschlages aus weit aufgerissenen Augen an und sackte wie eine Gummipuppe in sich zusammen.

Ich fuhr herum, ehe er den Boden berührt hatte. Ein zweiter Mann drang auf mich ein; ich stieß ihn von mir, erwischte einen dritten mit einem Ellbogenstoß und sprang blitzartig zurück. Meine Hand zuckte in die Tasche und kam mit dem Derringer wieder zum Vorschein. Die beiden nebeneinander liegenden Laufe deuteten genau auf das Gesicht der Hexe. Mein Zeigefinger spannte sich um den doppelten Abzug. Die beiden Hähne der Waffe knackten hörbar.

»Keine Bewegung mehr«, sagte ich. »Ich glaube dir, daß mich deine Schläger überwältigen können. Aber ich habe immer noch Zeit, dich zu erschießen.«

Über das Gesicht der Hexe huschte ein erschrockener Ausdruck. Aber die drei übriggebliebenen Männer, die Anstalten gemacht hatten, sich gemeinsam auf mich zu stürzen, erstarrten mitten in der Bewegung und blickten unsicher von mir zu ihrer Herrin. Der Klang meiner Stimme mußte sie davon überzeugt haben, daß ich es ernst meinte.

»Du würdest nicht auf eine Frau schießen«, behauptete die Hexe.

Ich lachte leise. Meine Stimme klang rauh. »Probiere es aus«, sagte ich. »Hetz deine Kreaturen auf mich, und ich werde endlich erfahren, ob es stimmt, was man sich über Hexen erzählt: daß sie kugelfest sind.«

Auf ihrem Gesicht zeigte sich nicht die mindeste Regung. Aber der Ausdruck in ihren Augen sagte mir, daß es nicht stimmte … »Das ist sinnlos«, sagte sie leise. »Du weißt, daß du uns nicht alle mit diesem … Spielzeug in Schach halten kannst. Du hast nur zwei Kugeln.«

»Genug für dich«, antwortete ich grob. Meine Stimme zitterte.

»Du glaubst doch nicht, daß du eine Chance hast, zu entkommen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Priscylla«, sagte ich. »Ich will Priscylla, das ist alles. Gebt sie frei, und ich lege die Waffe zu Boden – sobald sie gegangen ist und einen entsprechenden Vorsprung hat. Ich halte mein Wort.«

»Priscylla?« Ein schwer zu beschreibender Ausdruck huschte über die

Züge der Hexe.

Ich nickte. »Gebt sie frei, und ich ergebe mich.«

Sie nickte, ohne mich dabei aus den Augen zu lassen. »Wie du willst«, sagte sie. Ich erwartete halbwegs, daß sie einem ihrer Männer einen Wink geben oder sich selbst entfernen würde, aber sie tat nichts dergleichen, sondern schlug mit einer fast graziösen Bewegung die Kapuze ihres Mantels hoch, senkte den Blick und blieb sekundenlang reglos stehen. Dann hob sie den Kopf und streifte die Kapuze mit einer abrupten Bewegung wieder zurück.

Aber es war nicht mehr ihr Gesicht, das mich ansah.

Es war das von Priscylla.

Und jetzt, endlich, begriff ich.

** *

»Nein«, flüsterte ich. Meine Stimme brach fast. Die Waffe in meiner Hand wurde unwirklich, unwichtig. Ich fühlte, wie mein rechter Arm kraftlos herabsank und mir harte Hände den Derringer entwanden, aber das spielte keine Rolle mehr. »Nein«, flüsterte ich noch einmal. »Das ... das ist nicht wahr. Das ist ... eine Illusion. So wie ...«

»Nein, Robert, es ist keine Illusion.« Es war Priscyllas Stimme, aber jede Spur von Sanftmut und Liebe war daraus verschwunden. »Die Zeit des Lügens und Täuschens ist vorbei. Ich bin, was du siehst. Ich war es die ganze Zeit.«

»Aber ... aber warum«, flüsterte ich hilflos. »Warum hast du ... mein Gott, Priscylla, ich ... ich liebe dich doch ...«

Sie lachte. »Liebe?« fragte sie. »Du liebst mich? Du bist ein Narr, Robert. Weißt du denn immer noch nicht, wer ich bin?«

»Du bist ...« Es kostete mich unendliche Mühe zu sprechen. Ich wußte, daß es die Wahrheit war, und trotzdem sträubte sich alles in mir dagegen.

»Die, vor der dich dein Vater warnen wollte«, sagte Priscylla ruhig. »Du hättest auf ihn hören sollen. Er hatte recht. Es gibt einen dritten Magier.«

»Aber warum?« fragte ich verzweifelt.

»Warum?« Priscyllas Gesicht verzerrte sich. »Du fragst, warum? Du hast alles zerstört, wofür ich gelebt habe, alles, was ich aufgebaut und geplant hatte. Du bist wie ein böser Geist aus dem Nichts aufgetaucht und hast mein Lebenswerk und das der anderen zerstört. Und du fragst, warum!«

Das war nicht die ganze Wahrheit, das spürte ich. Es gab noch etwas anderes. Aber der Gedanke entschlüpfte mir, ehe ich richtig danach greifen konnte.

»Und jetzt willst du mich töten.«

»Nicht ich, Robert«, antwortete sie. »Du hast an Mächte gerührt, die du nicht einmal in tausend Jahren begreifen würdest. Du mußt den Preis dafür bezahlen.«

Ich verstand nicht, was sie meinte, wenngleich sich eine dumpfe, bedrückende Ahnung in mir breitzumachen begann. Aber Priscylla gab mir keine Gelegenheit, weitere Fragen zu stellen. Sie gab einem ihrer Begleiter einen Wink. Der Bursche trat mit einem raschen Schritt hinter mich, packte mein Handgelenk und drehte mir den Arm auf den Rücken. Ich ließ es geschehen, ohne die geringste Gegenwehr. Jeder Gedanke an Widerstand war in mir erloschen. Ich fühlte nichts mehr. Nichts, was ich mit Worten beschreiben konnte.

Halbwegs hatte ich damit gerechnet, daß sie mich zu dem Altarstein in der Mitte der Halle schleifen würden, aber der Kerl drehte mich statt dessen mit einer groben Bewegung herum und stieß mich vor sich her aus der Tür. Priscylla und ihre Begleiter folgten uns.

Wir näherten uns dem Hafenbecken. Die Kutsche war mittlerweile verschwunden, und der Wind schien kälter geworden zu sein. Der Mond hatte sich hinter tiefhängenden schwarzen Wolken verkrochen, und es war so dunkel, daß ich von meiner Umgebung nur Schatten wahrnehmen konnte. Ein fauliger Geruch stieg von der Wasseroberfläche empor.

Der Bursche, der mich gepackt hielt, versetzte mir einen derben Stoß, der mich ein paar Schritte nach vorne taumeln ließ. Ich glitt aus, fiel auf die Knie und warf mich im letzten Moment zur Seite, um nicht über den Kai zu stürzen und ins Wasser zu fallen.

Als ich mich umwandte, waren Priscylla und ihre Begleiter ein paar Schritte zurückgewichen. Sie bildeten einen weiten, lockeren Halbkreis um mich und das Hafenbecken hinter mir. Aber ich war fast sicher, daß sie diesen Abstand nicht nur zu mir hielten.

Priscylla hob in einer langsamen, beschwörenden Geste die Hände, legte den Kopf in den Nacken und begann lautlose Worte mit den Lippen zu formen. Eine spürbare Spannung lag plötzlich in der Luft. Ich horte, wie das Wasser hinter mir zu rauschen begann, als stiege etwas Großes, Gewaltiges vom Grunde des Hafenbeckens hervor, aber ich wagte es nicht, mich umzublicken.

Fast eine Minute lang blieb Priscylla reglos in dieser seltsamen Haltung stehen, ehe sie die Hände senkte und mich wieder ansah. Die ganze Szene kam mir auf bedrückende Weise bekannt vor. Angst bohrte sich wie ein dünner Schmerz in meine Brust.

»Was ... was hast du vor?« fragte ich.

»Was getan werden muß, wird getan«, erwiderte Priscylla steif. Das Wasser hinter mir rauschte stärker. Mit klopfendem Herzen wandte ich den Kopf und blickte auf das einen Meter unter mir liegende Hafenbecken herab. Auf der schwarzen Oberfläche des Wassers bildeten sich Wirbel und Strudel. Ein gewaltiger, bizarr verzerrter Schatten zeichnete sich in der Tiefe ab und begann allmählich zu wachsen.

»Das ... das Ungeheuer«, keuchte ich. »Das Ungeheuer von Loch Shin.«

Priscylla nickte. »Du selbst warst es, der es um sein Opfer betrog«, antwortete sie. »Doch es wird sich holen, was ihm zusteht.«

»Du hast es ... hierhergerufen?« stammelte ich. »Du hast diese Bestie nach London gebracht?«

»Nicht gerufen, Robert.« Priscyllas Stimme klang vollkommen mitleidlos. »Es ist mir gefolgt, mir und dir. Es will sein Opfer, und es wird es bekommen.«

»Und dann?« fragte ich leise. »Was wird es dann tun? Weitere Unschuldige töten? Noch mehr und immer mehr Menschen umbringen?«

»Und das wirfst du mir vor?« Priscylla lachte hart. »Wer hat dir gesagt, daß du nach Goldspie kommen und die alte Ordnung stören sollst? Alles war gut, bis du erschienen bist. Du machst dir Sorgen? Das hättest du eher tun sollen, Robert. Du hast dich in Dinge gemischt, die dich nichts angehen. Jetzt bezahlst du den Preis dafür.«

Ich wollte etwas erwidern, aber ich kam nicht dazu. Hinter mir begann das Wasser zu brodeln, und als ich mich umwandte, sah ich

einen gewaltigen schwarzen Schatten aus dem Hafenbecken auftauchen.

Der Anblick ließ mir den Atem stocken.

Die Wolken waren wieder aufgebrochen, und der Mond verschüttete sein silbernes Licht über dem Hafen. Für einen Moment war es beinahe taghell.

Hell genug jedenfalls, mich das gewaltige Monstrum erkennen zu lassen, das aus dem schäumenden, aufgepeitschten Wasser emporgestiegen war.

Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte – etwas wie Yog-Shoggot vielleicht, oder eine vergrößerte Ausgabe des Schleimmonsters, das mich überfallen hatte. Auf jeden Fall nicht das.

Das Ungeheuer war groß wie ein Schiff. Sein Körper war buckelig wie der eines Wales und mit handgroßen, glitzernden Panzerschuppen bedeckt. Lächerlich kleine Flossen peitschten das Wasser, und der Schwanz ringelte sich wie eine gewaltige schwarze Schlange weit hinter seinem Leib in den Fluten. Sein Kopf saß auf einem geradezu unmöglich langen, biegsamen Schlangenhals, acht, vielleicht zehn Yards über dem eigentlichen Körper. Und es war ein Alptraum von einem Kopf.

Kleine, tückische Augen funkelten mich unter hornigen Panzerplatten hervor an. Das Maul war ein lippenloser Schlitz, groß genug, einen Mann mit zwei Bissen zu verschlingen, und aus seinen Kiefern wuchsen vier Reihen handlanger, dolchspitzer gelber Zähne. Ein ungeheures Grollen übertönte das Wimmern des Windes.

Ein Saurier! dachte ich entsetzt. Das war keiner der Big Old Ones, sondern ein prähistorisches Ungeheuer, das irgendwie die Jahrmillionen überstanden hatte.

Priscylla und ihre Begleiter wichen hastig ein Stückweit vom Ufer zurück, aber ich registrierte es kaum. Der Anblick der Bestie lähmte mich.

Langsam kam das Ungeheuer näher. Seine breite, horngepanzerte Brust teilte das Wasser wie der Bug eines Kanonenbootes, und der Schädel pendelte wie der einer Schlange hin und her, ohne daß sich der Blick seiner boshaften kleinen Augen auch nur für eine Sekunde von mir gelöst hätte. Ein fauliger, übler Geruch schlug mir entgegen, als sich das gewaltige Maul der Bestie öffnete.

Aber ich sah noch mehr. An Hals und Schnauze der Bestie gähnten faustgroße, gezackte Löcher voller halb geronnenem Blut, und auf seiner linken Flanke prangte ein gewaltiger dunkler Fleck. Das Ungeheuer war verletzt, schwer verletzt sogar. Es war keineswegs unverwundbar.

Langsam senkte sich der Schädel des Sauriers auf mich herab. Das lippenlose Maul klaffte weit auseinander; ich konnte sehen, wie sich seine Muskeln spannten.

Als die gewaltigen Kiefer zusammenklappten, ließ ich mich zur Seite fallen. Der Laut klang wie der Einschlag einer Kanonenkugel. Ich rollte mich verzweifelt herum, als der Schädel mit einer zornigen Bewegung herabstieß, um mich zu zermalmen, sprang auf die Füße und rannte im Zickzack los.

Ich kam nicht einmal drei Schritte weit. Zwei von Priscyllas Begleitern vertraten mir den Weg. Ich wehrte mich wie ein Rasender, aber gegen die überlegenen Kräfte der beiden hatte ich keine Chance. Brutal wurde ich herumgedreht und wieder auf das Ungeheuer zugestoßen.

Die Bestie tobte vor Zorn. Ihr Schädel hatte die Kaimauer getroffen und ein halbes Dutzend Steine zerschmettert, aber von ihrer Schnauze troff Blut; der Schmerz mußte sie rasend machen. Wieder klafften die Kiefer des Alptraumwesens auseinander.

Ein Schuß krachte. Der Mann, der meinen Arm gepackt hatte, ließ mich mit einem Schmerzensschrei los, griff sich an die Schulter und taumelte an mir vorbei.

Ich reagierte instinktiv, versetzte dem zweiten Mann einen derben Tritt vor die Kniescheibe und stieß ihn gegen seinen Kumpan. Er stürzte. Der andere taumelte, durch den Anprall vorwärts gerissen, vollends an mir vorüber. Und direkt auf die Bestie zu.

Sein Entsetzensschrei ging im Krachen der zuschnappenden Kiefer unter.

»Nein!« schrie Priscylla. In ihrer Stimme vibrierte mühsam zurückgehaltene Panik. »Nicht! Laßt ihn nicht entkommen!«

Die vier übriggebliebenen Messerstecher drangen gleichzeitig auf mich ein, aber noch bevor mich der erste erreichen konnte, peitschte ein weiterer Schuß, und der dunkelhaarige Riese, der die Kutsche gelenkt hatte, fiel nach vorne und umklammerte sein Bein. Die anderen erstarrten mitten in der Bewegung.

Hinter mir stieß die Bestie ein ungeheuerliches Brüllen aus, warf den Kopf in den Nacken und schleuderte den Mann, den sie gepackt hatte, mit einer zornigen Bewegung von sich. Die Kaimauer erbebte unter dem Anprall ihres Titanenleibes, als sie sich nach vorne warf.

In der Dunkelheit hinter Priscylla zuckte ein grellorangener Blitz auf. Der Knall des Gewehrschusses vermischte sich mit dem Schmerzensschrei des Sauriers, als die Kugel sein linkes Auge traf und blendete.

Die Bestie schrie; ein röhrendes, unglaublich lautes Geräusch, das mich instinktiv die Hände vor die Ohren schlagen ließ und meilenweit im Umkreis zu hören sein mußte. Mit einer schmerzerfüllten Bewegung warf sie sich zurück, bäumte sich noch einmal auf – und versank in den kochenden Fluten.

»Packt ihn!« befahl Priscylla. Sie schrie jetzt. Ihre Stimme war wenig mehr als ein hysterisches Kreischen. »Packt ihn! Er muß sterben!«

»Das würde ich nicht tun«, sagte eine Stimme hinter ihr. Die drei Burschen, die – hin und her gerissen zwischen purer Angst und dem überlegenen Einfluß von Priscyllas Willen – unentschlossen vor mir standen, ließen erschrocken die Hände sinken und drehten sich um.

Wenige Schritte hinter Priscylla waren die Gestalten dreier Männer erschienen. Jeder von ihnen hielt eine langläufige Repetierflinte in den Händen – und die Läufe deuteten drohend auf Priscylla und die drei Halsabschneider.

»Komm hierher, Robert«, sagte Howard. Ich erwachte endlich aus meiner Erstarrung, ging in weitem Bogen um die drei Männer herum und trat zwischen ihn und Gray. Der grauhaarige Anwalt wirkte plötzlich gar nicht mehr wie ein gütiger alter Mann. Das Gewehr wirkte zu groß für seine schmalen Hände, aber der Ausdruck auf seinen Zügen sagte mir, daß er entschlossen war, von der Waffe Gebrauch zu machen, sollte es notwendig sein. Ich tauschte einen raschen Blick mit ihm, nickte Rowlf – dem Dritten im Bunde – flüchtig zu und nahm das Gewehr entgegen, das er mir hinhielt.

»Wo ... wo kommt ihr her?« fragte ich verstört.

Howard lächelte flüchtig. »Ich habe auch meine kleinen Tricks und Mittel auf Lager«, sagte er.

»Das nutzt euch gar nichts«, zischte Priscylla. Ihre Stimme bebte vor Haß. »Ihr Narren wißt ja nicht, was ihr tut.«

Howard antwortete nicht auf ihre Worte. Schweigend musterte er sie, senkte seine Waffe um eine Winzigkeit und schüttelte den Kopf. »Du hast dich verändert, Lyssa«, sagte er. »Aber leider nur äußerlich.«

»Es ist viel Zeit vergangen«, entgegnete Priscylla gepreßt.

Verwirrt sah ich von ihr zu Howard und zurück. »Ihr kennt euch?«

Howard nickte. »Ja. Wenn ich sie auch in ... anderer Gestalt in Erinnerung gehabt habe. Ich muß gestehen, daß sie selbst mich getäuscht hat, wenigstens am Anfang.

– Vermutet«, fügte er nach einer sekundenlangen Pause hinzu, »habe ich es die ganze Zeit, aber ich wollte es nicht wahrhaben.«

»Du hättest auf deine innere Stimme hören sollen, du Narr«, sagte Priscylla haßerfüllt.

»Priscylla«, murmelte ich. »Warum –«

Howard unterbrach mich mit einem ernsten Blick. »Es tut mir leid, Junge«, sagte er. »Aber du mußt dich damit abfinden. Diese Frau ist nicht Priscylla. Das Mädchen, das du kennengelernt hast, hat niemals existiert.«

Priscylla starrte ihn an, aber Howard hielt ihrem Blick ruhig stand. Zehn, fünfzehn Sekunden lang taten sie nichts, als sich gegenseitig anzustarren, aber ich spürte, daß hinter der Oberfläche des Sichtbaren ein unglaublicher Kampf tobte, ein Kampf zweier Geister, eine Auseinandersetzung der Willenskräfte, die sich auf einer Ebene abspielte, die ich nicht einmal zu erahnen imstande war.

Dann, plötzlich und ohne sichtbaren äußerlichen Anlaß, senkte Priscylla den Blick und taumelte mit einem erschöpften Seufzer zurück.

»Du verschwendest deine Kräfte«, sagte Howard kalt. »Auch ich habe dazugelernt, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben.«

Priscylla stöhnte. Für einen endlosen Moment richtete sich der Blick ihrer dunklen, weichen Augen direkt in die meinen. »Robert«, flüsterte sie. »Laß nicht zu, daß er mir etwas antut.«

Howard knurrte ärgerlich und hob sein Gewehr. Priscylla fuhr zusammen, und ich spannte mich. Ich würde nicht zulassen, daß er sie umbrachte, ganz gleich, wer sie wirklich war.

»Noch einen Laut, Lyssa, und ich erschieße dich«, sagte er ernst. »Wenn du auch nur versuchst, den Jungen zu beeinflussen, bist du tot.«

»Nein, Howard«, sagte ich ruhig. »Das ist sie nicht.«

Howard erstarrte. Ich war zwei Schritte zurückgewichen, ohne daß er es gemerkt hatte, und hatte die Waffe erhoben. Der Lauf des Repetiergewehres deutete genau auf Howards Stirn. Seine Augen weiteten sich ungläubig.

»Robert!« keuchte er. »Du … du weißt nicht, was du tust! Sie beherrscht deinen Willen, und –«

»Das tut sie nicht«, erwiderte ich ruhig. »Aber ich lasse nicht zu, daß du ihr irgend etwas antust. Ich lasse nicht zu, daß ihr irgend jemand etwas antut.« Der Lauf meiner Büchse beschrieb einen Halbkreis und deutete nacheinander auf Rowlf und Dr. Gray, ehe er wieder in Howards Richtung zurückschwenkte. »Das gilt für alle.«

Mein Blick suchte den Priscyllas. Sie wirkte verwirrt, aber ich glaubte einen schwachen Schimmer von Triumph in ihren Augen zu erkennen. Sie machte einen Schritt in meine Richtung, und ich schwenkte das Gewehr. Priscylla erstarrte.

»Bleib stehen«, sagte ich ernst.

Auf ihren Zügen erschien ein Ausdruck grenzenlosen Unglaubens. »Aber Robert«, sagte sie. »Ich dachte, du …«

»Ich sagte, ich lasse nicht zu, daß dir ein Leid zugefügt wird«, unterbrach ich sie. »Das heißt nicht, daß ich mich umbringen lassen werde.«

Sie starrte mich an. Ich spürte, wie etwas Unsichtbares, Körperloses nach meinem Geist griff und ihn einzulullen begann. Mühsam schüttelte ich den fremden Einfluß ab.

»Howard hat Unrecht«, fuhr ich fort. »Ich liebe dich immer noch, und ich weiß, daß es die Priscylla, die ich kennengelernt habe, noch in dir gibt. Sie existiert, irgendwo in dir.«

Priscylla schluckte. »Was … was meinst du?« fragte sie unsicher.

»Ich werde sie wiederfinden«, fuhr ich fort. »Ich werde die Hexe in dir bekämpfen und die Priscylla befreien. Ich weiß noch nicht, wie, aber

–«

»Das ist nicht dein Ernst!« keuchte sie.

Diesmal kam mir Howard mit der Antwort zuvor. »Doch«, sagte er. »Es ist sein Ernst. Und meiner auch. Ich habe es dir damals in Salem gesagt, Lyssa, und ich sage es wieder: Du bist nicht wirklich böse. Laß uns dir helfen, den Einfluß Quentons und der anderen Hexer abzustreifen.«

Salem? dachte ich. Hatte er gesagt – Salem?!

»Ihr ... ihr wollt«, stammelte Priscylla, »ihr wollt mir meine Hexenkräfte nehmen?« Sie lachte, aber die Furcht in ihrer Stimme war unüberhörbar.

Howard nickte. »Es ist die einzige Möglichkeit«, sagte er. »Außer, du ziehst es vor zu sterben.«

Priscylla blickte ihn eine endlose Sekunde lang schweigend an. In ihrem Gesicht arbeitete es. »Dann sterbe ich lieber«, sagte sie. »Aber wenn ich schon sterbe, dann werde ich euch wenigstens mitnehmen, Howard.« Plötzlich trat ein sonderbarer, lauernder Ausdruck in ihre Augen. »Wie ihr wollt«, sagte sie. »Und du, Robert, wirst jetzt vielleicht endlich begreifen, mit welchen Kräften du dich eingelassen hast. Du hast die Bestie entfesselt – jetzt fühle ihren Zorn!«

Die letzten vier Worte hatte sie geschrien. Howard stieß einen unterdrückten Fluch aus, trat auf sie zu und schlug ihr den Lauf seiner Flinte gegen den Hals. Bewußtlos sackte sie in seinen Armen zusammen.

Und dann schien die Welt unterzugehen.

Das Wasser des Hafenbeckens hob sich in einer brüllenden Explosion aus Schaum und kochenden Spritzern. Ein titanischer Schatten wuchs über uns empor, pflügte mit einer einzigen, gewaltigen Bewegung durch das Wasser und prallte mit einem markerschütternden Schrei gegen die Kaimauer.

»Zurück!« brüllte Howard. Rowlfs Gewehr entlud sich mit einem donnernden Knall, aber der Laut ging im Wutgebrüll des Sauriers unter. Der geschuppte Panzerhals zuckte in einer unglaublich schnellen Bewegung herab, die Kiefer öffneten sich, und ein zweiter von Priscyllas Männern stieß einen gellenden Todesschrei aus.

Wie gelähmt vor Schrecken starrte ich das Ungeheuer an. Vorhin war es furchtbar gewesen – jetzt hatte es sich in einen leibhaftig gewordenen Alptraum verwandelt! Sein linkes Auge war eine einzige, gezackte Wunde, aus der zähflüssiges Blut sickerte, aber der Schmerz schien seine Wut noch anzustacheln. Der riesige Schädel zuckte erneut herab, stieß nach einem dritten Mann und verfehlte ihn um Haaresbreite. Die Kaimauer bebte, als sich die Bestie mit aller Macht dagegen warf.

Eine gewaltige Hand ergriff mich an der Schulter und zerrte mich zurück. Ich erwachte endlich aus meiner Erstarrung, fuhr herum und rannte los. Vor mir hetzte Rowlf mit weit ausgreifenden Schritten dahin, Priscyllas schlaffen, reglosen Körper wie ein Spielzeug über die Schulter geworfen, und hinter und neben mir stolperten die vier Burschen, die von Priscyllas Streitmacht übriggeblieben waren. Der Ausdruck auf ihren Zügen war Angst, aber er war mit Verblüffung und Staunen gemischt; ein Ausdruck, als wären sie abrupt aus einem tiefen Schlaf gerissen worden. Priscyllas Einfluß auf ihren Willen mußte erloschen sein, als Howard sie niedergeschlagen hatte.

Im Laufen wandte ich den Kopf und sah zurück. Die Bestie tobte noch immer wie tollwütig an der Kaimauer. Gray und Howard waren zurückgeblieben und feuerten fast ununterbrochen, aber das Geräusch ihrer Gewehrschüsse ging im Gebrüll des Ungeheuers unter. Sein Kopf und der schuppige Hals waren mit einer Unzahl furchtbarer Wunden übersät, Wunden, von denen jede einzelne tödlich sein mußte. Trotzdem starb es nicht, jedenfalls nicht gleich.

Der Schmerz mußte es vollends tobsüchtig gemacht haben. Voller ungläubigem Schrecken beobachtete ich, wie es seinen gewaltigen Leib aus dem brodelnden Wasser des Hafens emporstemmte und mit den kleinen Vorderflossen Halt auf dem Stein der Uferbefestigung suchte.

Howard und Gray prallten mit einer entsetzten Bewegung zurück. Das Ungeheuer stemmte sich zitternd aus dem Wasser, zwang seinen Körper mit einer Kraft, die das Vorstellbare überstieg, sich aus seinem gewohnten Element zu erheben und Stück für Stück an Land zu kriechen. Der geschuppte Hals peitschte in furchtbarer Agonie herab, seine Kiefer schnappten wütend nach den beiden winzigen Wesen, die ihm diese furchtbaren Schmerzen zugefügt hatten.

Ich blieb stehen, drehte mich herum und begann verzweifelt zu winken. »Howard!« schrie ich. »Gray! Lauft!«

Ich wußte nicht, ob sie meine Worte im Brüllen des tobenden Ungeheuers überhaupt hörten – aber sie fuhren in einer gleichzeitigen Bewegung herum und stürmten los, während das Ungeheuer hinter ihnen weiter auf das Ufer hinaufkroch.

»Nach rechts!« schrie Howard. Ich gehorchte instinktiv, und auch die anderen wechselten blitzschnell ihre Richtung. Ein Schatten wuchs vor uns auf, wurde zu einer Ruine. Ich erkannte ein halb eingefallenes Dach, ein großes, offenstehendes Tor und einen spitz zulaufenden Turm; eine sehr große Kapelle oder eine winzige Kirche. Verzweifelt stürmte ich weiter, taumelte durch die Tür und brach erschöpft in die Knie. Neben mir torkelte Rowlf in das Kirchenschiff. Die vier Messerstecher waren bereits vor uns in die Kirche gestürmt und hatten zwischen den Bänken Deckung gesucht.

Rowlf lud Priscyllas reglosen Körper behutsam auf dem Boden ab, fuhr herum und kam zurück, um sich neben der Tür zu postieren. Auch ich packte mein Gewehr fester, nahm auf der anderen Seite Aufstellung und hob die Waffe.

Aber ich schoß nicht.

Howard und Dr. Gray befanden sich noch ein gutes Stück von der Kirche entfernt, und das Ungeheuer war dicht hinter ihnen. Die Bestie war noch gewaltiger, als es den Anschein gehabt hatte, ein Monstrum von der doppelten Größe eines Elefanten und der vierfachen Länge. Und sie bewegte sich an Land beinahe ebenso schnell wie im Wasser! Ihre winzigen, plump erscheinenden Flossen stemmten den titanischen Körper mit unglaublicher Schnelligkeit voran. Howards und Grays Vorsprung betrug kaum noch zwanzig Schritte – und er schmolz mit jedem Moment weiter zusammen.

Rowlf schoß. Die Kugel pfiff dicht über Howards Kopf hinweg und riß ein weiteres Loch in den Hals des Ungeheuers. Der Saurier brüllte, bäumte sich auf und jagte mit verdoppelter Wut hinter den beiden Männer her. Rowlf lud fluchend sein Gewehr nach und schoß wieder, und auch ich begann zu feuern.

Unsere Kugeln zeigten Wirkung. Das Ungeheuer begann zu toben und noch lauter zu schreien, und sein Tempo verlangsamte sich. Aber es wälzte sich immer noch weiter, ein Dämon aus einer versunkenen Zeit, der gekommen war, um uns alle zu vernichten. Ich schoß, immer und immer wieder, bis das Magazin meiner Waffe leer war und Howard und Gray an mir vorüber in die Kirche stolperten. Auch Rolf schoß seine Waffe leer, aber der Saurier stampfte weiter heran. Die

baufälligen Wände der Kirche würden unter dem Anprall seines Titanenkörpers zerbersten wie Glas.

Und dann war es heran. Sein gewaltiger, blutüberströmter Leib füllte die Tür aus, der Schlangenhals hob sich in einer wütenden Bewegung, der Schädel krachte mit Urgewalt gegen das Dach und ließ Balken und Dachschindeln zerbrechen und auf uns herunterregnen. Hastig wichen wir von der Tür zurück. Das gesamte Gebäude erbebte, als sich der Saurier ein zweites Mal mit seinem ganzen Körpergewicht dagegenwarf.

Ein tiefes, mahlendes Stöhnen ging durch die Kirche. Ich spürte, wie sich das Gebäude wie ein lebendes Wesen, das Schmerzen erleidet, wand, und wie hoch über meinem Kopf irgend etwas zerbrach. Der Saurier brüllte, wich ein Stück zurück und senkte den Hals. Sein häßlicher Reptilienkopf erschien unter der Tür und zerschmetterte die hölzernen Flügel. Wieder bebte das Gebäude.

Was dann kam, geschah in Sekunden, aber ich sah jede winzige Einzelheit mit nahezu übernatürlicher Klarheit. Die Kirche erzitterte wie unter einem Hieb. Der Glockenturm bebte, neigte sich mit einem hörbaren Knirschen zur Seite und begann auseinanderzubrechen. Die tonnenschwere Glocke löste sich aus ihrer Verankerung und begann zu stürzen.

Sie traf den Schädel der Bestie wie ein gigantischer Hammer und zerschmetterte ihn.

** *

Mitternacht war vorüber, als wir Howards Haus wieder erreichten. Ich war müde, so müde, wie niemals

zuvor in meinem Leben, und meine Beine schienen kaum noch in der Lage, das Gewicht meines Körpers zu tragen.

Trotzdem ging ich noch nicht ins Haus, sondern blieb auf der dunklen, von Kälte und Nebel erfüllten Straße stehen, bis der Wagen in der Nacht verschwunden war.

Ich weiß nicht mehr, was ich in diesem Augenblick fühlte; ich glaube, es war nichts als eine große, schmerzhafte Leere. Das Gefühl, etwas verloren zu haben, das ich nicht einmal richtig besessen hatte. Als Howard und Rowlf Priscylla – die noch immer bewußtlos war – in Grays Wagen gelegt hatten, war etwas in mir zerbrochen.

Ich sah auf, als ich Howards Schritte hinter mir hörte. Sein Blick war ernst.

»Keine Sorge, mein Junge«, sagte er. »Dr. Gray wird sich um sie kümmern.«

Ich antwortete nicht, und der besorgte Ausdruck in Howards Blick wurde stärker. »Ich kann es dir nicht versprechen«, sagte er, »aber vielleicht – nur vielleicht – wirst du Priscylla eines Tages wiedersehen.«

»Wo bringt er sie hin?« fragte ich.

»Zu einem Ort, an dem sie sicher ist«, antwortete Howard nach kurzem Zögern. »In eine Klinik. Man wird sich dort gut um sie kümmern. Priscylla ist krank, Robert. Sehr krank.«

»Eine Klinik.« Ich lachte bitter. Etwas schien sich in mir zusammenzuziehen, schnell, ruckartig und sehr schmerzhaft. Seine Worte klangen wie böser Hohn in meinen Ohren. »Ein Irrenhaus, meinst du.«

Diesmal antwortete Howard nicht mehr. Nach einer Weile wandte er sich um und deutete auf die offenstehende Tür. Gelblicher Lichtschein fiel aus dem Haus und zeichnete ein verschwommenes Dreieck aus Helligkeit auf das Pflaster. »Komm«, sagte er. »Laß uns gehen. Wir müssen unser weiteres Vorgehen besprechen. Diesmal haben wir noch Glück gehabt, aber das muß nicht immer so sein.«

Glück? dachte ich. Für einen Moment sah ich die Kirche noch einmal vor mir. Es war keine sehr große Kirche gewesen, aber der Turm war ihr stabilster Teil. Es wollte mir nicht in den Kopf, daß von allen Teilen des Gebäudes ausgerechnet die Glockenhalterung – der sicher am besten und stabilsten gemauerte Bestandteil der ganzen Kirche – als erster unter dem Ansturm des Ungeheuers nachgegeben haben sollte.

Nein, dachte ich. Das hatte nichts mit Glück zu tun gehabt.

Ich wandte mich um, und für einen Moment glaubte ich auf der gegenüberliegenden Straßenseite eine schwarze, hochgewachsene Gestalt zu sehen, eigentlich nur den Schatten einer Gestalt. Ein Schatten mit dunklen Augen, einem messerscharf ausrasierten Bart und einer wie ein Blitz gezackten Strähne schlohweißen Haares über der rechten Braue. Dann verschwand die Vision, so schnell, wie sie gekommen war.

Aber als ich Howard ins Haus folgte, war ich plötzlich absolut sicher, daß es kein Zufall gewesen war.

ENDE